

Schlüsseldokumente zu Michael Haberlandt

Anhang, Seite 135-138

Auszug aus dem Werk von Michael Haberlandt, 1920.

(Quelle: Michael Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients, Leipzig-Wien 1920, 102-103, 134-136, 178-179)

Anhang, Seite 139-157

Auszug aus dem Kommissionsbericht über Michael Haberlandt, 2004.

(Quelle: Kommissionbericht an den amtsführenden Stadtrat für Kultur und Wissenschaft, Widmungen von Ehrengräber durch die nationalsozialistische Stadtverwaltung in Wien von 1938–1945, Wien 2004)

bewahrt. Alte mythische Gestalten, wie die wilden Menschen, Waldjungfern, wilde Weiber, spuken darin weiter. Auch der Wassermann spielt in diesem Märchen eine große Rolle. Der Vampirglaube ist besonders in den östlichen Volksgliedern stark verbreitet. Neben diesen und anderen uraltmythischen Gestalten, den „Hausseelen“, den „sudice“ (Schicksalsgöttinnen) treten auch die historischen Sagengebilde, die Wenzelsritter, die Fürstin Libussa, die Ziskasage häufig genug zutage.

Am stärksten abseits durch eigene Entwicklung und durch die Nähe des nordöstlichen Slawentums beeinflusst, stehen in der westslawischen Völkergruppe die Polen, welche die weitaus größte Nation in derselben darstellen (etwa 16 Millionen). Die dürftige Lebenshaltung in Verbindung mit den elenden Wohnverhältnissen, die hundertjährige politische, soziale und ökonomische Mißwirtschaft, welche auf dieser begabten Nation lastete, die stark verbreitete Trunksucht und die parasitäre Ausbeutung durch das osteuropäische Judentum, welches sich unter ihnen am stärksten eingenistet hat, traten seit jeher als schädigende Faktoren ihrer kulturellen Entwicklung in den Weg. Trotzdem wohnt dieser Nation, welche sich in der europäischen Völkergeschichte durch ihre Freiheitskämpfe, durch ihre musikalischen und dichterischen Leistungen Rang und Namen gesichert hat, eine bedeutende Lebensfähigkeit inne, welche sie vor dem Schicksal der Entnationalisierung, dem die kleineren westslawischen Volksgruppen wohl verfallen scheinen, dauernd bewahren wird. In bezug auf ihre körperliche Beschaffenheit herrschen unter den Polen (Taf. 2, Abb. 3 u. 4) gegenwärtig beträchtliche Unterschiede.

Das vordem österreichische Gebiet ist von einem kurzköpfigen Typus besetzt, den kleine Statur und helle Komplexion auszeichnet, das einstige Russisch-Polen ist dagegen von einem mittelgroßen, zur Mittelköpfigkeit neigenden brünetten Menschengeschlag bewohnt. Der letzte Forscher, der sich mit der Anthropologie der Polen beschäftigt hat, J. Czekanowski, hat für die polnische Bevölkerung die Beimischung mehrerer europäischer Typen zu einem vor-slavischen Volkselement annehmen zu müssen geglaubt. Interessant ist, daß verschiedene Beobachter in „Russisch-Polen“ ziemlich bedeutende Unterschiede zwischen Adel und Bauern festgestellt haben. Wie anthropologisch, so besteht auch ethnographisch und kulturell ein erheblicher Unterschied zwischen den karpathenländischen Polen, den Goralen und den Flachlandbewohnern Galiziens, wie des früheren Deutsch- und Russisch-Polen. Sowohl in den Siedlungsformen, dort verstreute Einzelhöfe und Weiler, hier

große und weitgedehnte Straßendörfer, als in den Hausformen und den Trachten, den Volksbeschäftigungen: Vieh- (besonders Schaf-) Zucht und Weidewirtschaft nebst Holzarbeit im Gebirge, Ackerbau und Pferdezücht in den Ebenen, in der Volkskunst und in den Hausindustrien usw. bestehen durchweg charakteristische Verschiedenheiten, die sich allerdings zum geringen Teil auch in den geistig-religiösen Überlieferungen äußern. Unterhalb der stark ausgeprägten Religiosität der Nation meldet sich überall eine heidnische Unterschicht, die in zahlreichen mythischen Gestaltungen, Überlebseln des Seelenkultes und der Naturvergeisterung ihren Niederschlag gefunden hat. Das Gebirge war hier wie überall der Zufluchtsort zahlreicherer und primitiverer Überlebsel.

Mit unvergleichlich größeren Menschenzahlen und, bis auf den Norden, in geschlossener Masse über riesige, einförmige Wohnschauplätze verteilt, sich selbst in ihrer Entwicklung überlassen und von ganz anderen Geschichts- und ethnischen Faktoren beeinflusst als die westlichen Slawen, tritt uns die politisch bedeutendste Slawengruppe, die russische, die in dem früheren europäischen Rußland den festen Kern bildete, geeinigt entgegen. Von der geschichtlichen Entstehung des russischen Volkes und Staates war schon oben die Rede. Als bedeutsamstes ethnisches Ergebnis dieser großen und jahrhundertlang fortgesetzten Volksverschmelzungs- und Kolonisationsprozesse stellt sich in der Gegenwart die Nebeneinanderlagerung von drei dialektisch, kulturell und nationalpolitisch gesonderten Bevölkerungsgruppen dar: die an Zahl und Bedeutung wichtigsten Großrussen (50 Millionen), die das ganze Innere des Reiches einnehmen und von hier weit nach dem Osten und Südosten vorgeedrungen sind, die Kleinrussen (Ukrainer), mit den Ruthenen des vormaligen Österreich-Ungarn in der Stärke von etwa 25 Millionen im Steppen- und Ackerland des Südens wohnhaft, und die Weißrussen mit etwa 5 Millionen, welche am weitesten westlich gegen die polnische und litauische Volksgrenze vorgeschoben sind. Im Gebiete der Groß- und Kleinrussen eingeprengt sind verschiedene ostfinnische, türkische und mongolische Volkselemente, welche fortwährender Russifizierung unterliegen, die aber im Laufe der geschichtlichen Entwicklung außerordentlich viel zum Aufbau des russischen Volkskörpers beigetragen haben, wie dies auch zum Teil von den rassenverwandten nordischen Volkselementen, den Lappen und Finnen, gesagt werden kann.

In der körperlichen Erscheinung der Russen, namentlich der Großrussen (Taf. 2, Abb. 5), spiegeln sich diese Verhältnisse bekanntlich deutlich

Hauptmanns, des Bewahrers der alten Bräuche und Zeremonien, der auch die Ausstoßung aus dem Stamm vollziehen kann, wären hier zu nennen. Immer werden die Zigeuner der Völkerkunde als ein sinnfälliges Beispiel zäher Erhaltung der Volksart bei sprachlich und ethnisch isolierten Volksstämmen gelten, zumal wenn für ihre anthropologische Reinhaltung innere und äußere zwingende Gründe bestehen. Der zweite auffallende und weit bedeutendere Fall dieser Art in Europa betrifft die Juden, die daher in gewisser Hinsicht als ein ethnisches Seitenstück zu den Zigeunern gelten können.

Die Juden als europäisches Bevölkerungselement bilden ein sehr ernstes und interessantes Volksproblem, dessen Bedeutsamkeit von der Völkerkunde kaum noch gewürdigt wird. Es ist ohne Beispiel im Völkerleben der Erde, wie in seinem einstigen politisch-religiösen Heimatzentrum ein vollständig entwurzelter Volksstamm, dem die großen, führenden Mächte Europas vom Altertum bis zur Neuzeit: Hellenismus, Römertum und Christentum, äußerlich und innerlich als unveröhnliche Feinde gegenüberstehen, obwohl in alle Richtungen der Windrose zerstreut, seinem angestammten, religiös versteinerten Volkstum zäh und unbeugsam treu bleibt; wie dies Volk sich kraft seiner Rasse, Religion und Überlieferung überall als in sich eins und zusammengehörig fühlt und den bei ihm auf die Spitze getriebenen, allgemein-semitischen Volkswahn, das „auserwählte Volk“ zu sein, mit einem typischen Parasitismus auf die erstaunlichste Art zu verbinden weiß. Wenn irgendwo, sprechen sich hierin starke Rasseninstinkte und ein durch die Überlieferung unablässig geschultes Volksbewußtsein und Stammesgefühl aus. Über die rassenhafte Herkunft der Juden, die anthropologischen Bestandteile dieses unzweifelhaft stark gemischten Volksstammes, herrscht noch wenig Klarheit.

Die von F. v. Luschán vertretene Hypothese ihrer Zusammengehörigkeit mit den Gethitern unter Beimischung arischer Elemente ist jedenfalls noch sehr strittig. Mag dem sein wie ihm wolle, ethnologisch ist das Judentum nach seinem Eindringen in Palästina durch das mosaische Gesetz, durch die Tätigkeit der Propheten und die unablässige religiöse Schulung im Sinne der Ausschließlichkeit seines Jehovadienstes entstanden. Dank seiner Lebenszähigkeit und seiner Anpassungsfähigkeit ist das jüdische Volk, nach dem Verlust seiner politischen und ethnischen Selbständigkeit nach allen Richtungen ausgewandert, überall fähig gewesen, unter fremden Wirtsvölkern festen Fuß zu fassen und zufolge seiner ehelichen Sitten und Fortpflanzungstüchtigkeit sich fortwährend

stark zu vermehren, trotz unfäglicher Verluste durch Verfolgungen, Massentotschlag und stets neue, erzwungene Auswanderungen. Bereits das alte Römerreich der vorrömischen Zeit kannte starke Judengemeinden, und eher gab es hier Übertritte zum Judentum, als jüdische Verluste an das Heidentum. Die spätere Verbreitung der Juden über Europa, den Orient (Kleinasien, Syrien, Palästina, Kurdistan, Mesopotamien, Arabien, Persien) und Nordafrika (Marokko, Algier, Oran, Tunis, Tripolis und Ägypten) zu schildern, ist hier nicht der Ort. Wir wissen von ausgedehnten Verbreitungs-, ja Herrschaftsgebieten der Juden früherer Zeit in Südrussland (Chasarenreich), Arabien, Spanien, Portugal usw., wir wissen, daß infolge der Austreibung der spanischen und portugiesischen Juden im 15. Jahrhundert eine starke Rückströmung dieser zahlreichen Elemente nach dem Osten und Süden erfolgte, wodurch sich der Gegensatz zwischen den beiden jüdischen Hauptstämmen Europas, den Sephardim und Askenasim, festsetzte, jene mehr im Süden und Westen, diese im Mittelpunkt und Osten unseres Weltteils.

Anthropologisch wie charakterologisch, auch wohl volkstümlich und geistig ist der Gegensatz dieser beiden Volkstypen immer noch klar erkennbar, wiewohl die fortschreitende Assimilierung des Judentums, die seit der Judenemanzipation besonders dort, wo die Juden nicht sehr dicht beisammenwohnen, rasche und starke Fortschritte gemacht hat, mit der orientalischen Lebens- und Kulturform auch die Besonderheiten derselben bei den Juden mehr und mehr verwischt. Am deutlichsten in Körperlichkeit, einem grotesken Sprachwesen, Lebensweise und Volksart ist das Judentum im Osten Europas unter Polen, Litauern, Ruthenen und Kleinrussen erhalten geblieben, wo es eben in dichten Massen beisammensitzt und daher auch wirtschaftlich nicht entfernt so gedeihen kann, als dort, wo es in dünneren Zahlen unter seinen Wirtsvölkern aufgelöst lebt. Dort ist seine volkstümliche Eigenart noch fast gänzlich auf rein orientalischer Stufe stehen geblieben, und die religiösen Bräuche, die Familiensitten, die Gemeindeverfassung, das geistige Leben stehen fast gänzlich noch im Bann ältester Überlieferung. Wie viel von ihrem trüben Aberglauben, ihrer Geisterfurcht, ihren volksmedizinischen Praktiken in die mittelalterliche Praxis übergegangen ist, wobei die Juden vielfach nur die Vermittler und Zwischenträger frühorientalischen geistigen Unwesens abgegeben haben, hat die kritische Untersuchung dieses europäischen Volksbesitzes gelehrt.

Über die Gesamteinflüsse kultureller und geistiger Art, die vom

Judentum auf die europäische Entwicklung ausgegangen sind und fortwährend durch die gewaltigsten Machtmittel: Geldwirtschaft, Bankwesen, Literatur, Presse und umfassende Vereinsorganisationen auf sie einwirken, muß sich auch die Völkerkunde Rechenschaft ablegen. Bei dem bestehenden tiefreichenden Gegensatz der europäischen Bevölkerung indogermanischer Abkunft und den Angehörigen des Judentums, der sich in dem historischen Judenhaß auf der einen Seite und dem instinktiven Zusammenschluß der Juden auf der andern Seite kundgibt, spielt vor allem der Umstand mit, daß das jüdische Volk eben eine ganz andere Vergangenheit hat als die Europäer.

„Der Jude hat die harte, schwierige, in Schwankungen aller Art, in Gewinn und Verlust sich vollziehende Arbeit nicht mitgetan, die von dem alten Griechenland durch Rom und das Mittelalter bis zu der neueren Zeit geht und endlich unsere Zivilisation mit all ihren Schwächen und Inkonssequenzen hervorgebracht hat. Dem Juden liegt sie als etwas Fremdes gegenüber, das er mit dem Verstande bloß logisch beurteilt und ohne Bedauern zugrunde gehen sieht. Alle ihre Voraussetzungen seit 3000 Jahren, er trägt sie nicht wie wir unmittelbar im Blut, ihn verbindet kein natürliches Band mit ihren Besonderheiten und Eigenheiten, ihr Irrationelles stört sein abstraktes Denken und regt nur seinen Witz an“ (Viktor Gheyn). Um so unbekümmerter und rücksichtsloser bringt er überall, wo er sich mit seinem ganz andersartigen Wesen und seinen nicht geringen intellektuellen und Willenskräften festzusetzen und Einfluß zu gewinnen vermocht hat, seine Art in den von Europäern geformten und geschaffenen Kulturphären zur Geltung und verändert damit das europäische Kulturleben in oft sehr bedenklicher und verhängnisvoller Art.

Das große geschichtliche Mißverständnis, als verdanke die europäische Geisteswelt und Gesittung dem Judentum ihren Monotheismus und ihr Christentum, spielt in diesen Kämpfen eine zu wichtige Rolle, als daß es nicht Sache und Pflicht der Wissenschaft sein sollte, diesen Grundirrtum aufzuklären. Im ganzen stellt sich das Judenproblem vom ethnologischen Gesichtspunkt vollständig den Chinesen- und Negerproblemen in Nordamerika an die Seite, übertrifft sie aber unvergleichlich an Bedeutsamkeit. Denn hier handelt es sich um die ungestörte Entwicklung der höchsten Kulturträger der Menschheit, die durch einen weiteren Verschmelzungsprozeß mit jenen Sendlings des Orients in Gefahr kommen, physisch und geistig aus den ihnen vom eignen Genius gewiesenen Bahnen zu geraten.

II. Die Völker Vorderasiens.

Die geographisch-geschichtlichen Grundlagen.

Zwischen der Mittelmeerwelt, Westasien und Hochasien ist Vorderasien das Mittel- und Bindeglied durch seine Lage, seine Naturbeschaffenheit, sein Klima und vor allem durch sein Menschtum. Im geographischen Gefüge der Alten Welt nimmt es die Mitte zwischen drei Kontinenten ein und hat durch Natur und Geschichte gleichmäßig die engsten Beziehungen zu drei Hauptgebieten der Erde und ihres Völkerlebens. Mit zwei riesigen Fronten wendet es sich Europa zu, mit dessen Südosten es seit der Vorzeit hundertfache Beziehungen verbindet; durch das Mittelmeer, die Landenge von Suez und die schmale, aber lange Spalte des Roten Meeres weist es nach Afrika hinüber. Von dem eignen riesigen Kontinent in seinem Rücken, dieser ungeheuren officina gentium, aber hat es in immer wiederholten Einbrüchen und Nachschüben eigentlich stets nur Verheerung und minderwertiges fremdes Völkerblut empfangen, aber doch ist diese Verbindung immer einer der mächtigsten und dauerhaftesten Schicksalsfaktoren Vorderasiens gewesen und geblieben. Denkt man sich Vorderasien und die vorderindische Halbinsel vom ungeheuren Massiv des asiatischen Kontinents getrennt, dann wird dieses gewissermaßen eigentlich erst zum rechten Asien, zum mongolischen Asien, während Vorderasien und Indien durch ihre Bevölkerung wenigstens, und damit durch ihre Geschichte, teilweise aber auch durch ihre Natur und ihr Klima, dem Westen verbunden sind.

Über dieser geographischen und weltgeschichtlichen Mittelstellung unseres Gebietes dürfen wir aber von allem Anfang an nicht seinen Sondercharakter und keinen Augenblick die großen Züge seiner altgewurzelten Eigenart übersehen. Es ist ja der eigentliche „Orient“, mit dem wir es hier zu tun haben, ein Begriff, den schon das Altertum geprägt hat und den die heutige Wissenschaft noch immer aufrechterhalten darf. Jener Gesamteindruck, der durch den zusammenfassenden Namen

Gruppe semitischer Grundzug; von individualistischer Entwicklung und Freiheit, wie bei Griechen oder Indern, ist hier nirgends die Rede. Den semitischen Stamm und alle Gruppen in ihm hält die Idee der Blutsgemeinschaft mit strengstem Zwang zusammen: ihr Gesetz ist die Blutrache. Jeder Blutsverband gilt als Nachkomme eines Ahnen, dessen Namen den Verband als Ganzes bezeichnet. In die Stammesregeln ist jeder einzelne ohne Entrinnen verstrickt, und sie sind sowohl bei den nomadischen Beduinen, wie bei den Seßhaften, den Bewohnern der Städte, dank der juristischen Veranlagung des semitischen Geistes, aufs äußerste ausgebildet und streng kodifiziert. Schon um 2000 v. Chr. datiert die Gesetzesammlung Hammurabis, und sie ist einerseits nur die Schlusssammlung einer langen Reihe ähnlicher Rechtssysteme, andererseits der Ausgangspunkt für die unübersehbare juristische Produktion des semitischen Geistes in der weltlichen und religiösen Rechtssphäre.

Die Kulturformen der semitischen Bevölkerungen sind geteilt zwischen dem Nomadismus von Herdenbesitzern und der Seßhaftigkeit von Ackerbauern, die bis zu ausgeprägter und vorwaltender Stadtsiedlung in Mesopotamien, Syrien und Palästina fortgeschritten ist. Beide typische Bevölkerungssteile stehen in fortdauernder Beziehung zueinander, die meist feindseliger Art ist, aber doch nach beiden Seiten ständige Beeinflussungen schafft.

So sehr der semitische Beduine die Seßhaftigkeit haßt und den Kulturreichtum der Städte zunächst nicht anders als plündernd zu nutzen weiß, ebensooft hat es sich ereignet, daß die nomadischen Stämme, durch Brunnen, Zisternen und Fruchtbarkeit spendende Wasserläufe verlockt, in dauernden Zeltdörfern sich niederlassen und endlich zu festerer Siedlung und städtischer Organisation übergehen. Solches Halbnomadentum tritt überall in den Grenzgebieten zwischen den Kulturoasen und den Wüstenzonen auf, so daß sich die Grenzen zwischen Kultur- und Primitivleben fortwährend verschieben. Die unablässige Bewegung, in der sich das Semitentum durch Jahrtausende befunden hat, löst sich, abgesehen von den großen kriegerischen Invasionen und Völkervorstößen, in eine endlose Folge solcher Übergangs- und Umbildungsprozesse, von Stammesbildung und Stammestrennung durch Abwanderung, Zuströmen, Teilung, Gründung neuer Dauersiedlungen, frisches Auftreten unverbrauchter und ungebändigter Elemente auf. Der Zug aus der Wüste zur Stadt, aus der entbehrungsreichen Freiheit des Beduinentums zu den Schwelgereien des Despotismus in

bilbergeschmückten Palästen ist der Grundhang in der Entwicklung des Semitentums durch Jahrtausende gewesen und geblieben. Es hieße daher den Kern und die Eigenart des semitischen Wesens gar sehr verkennen, wenn man es nur beim Wüstensohn und seinen rauen Daseinsformen auffuchen wollte; aber nicht minder gehen diejenigen irre, welche — wie dies von geschichtlicher Seite gern geschieht — den Blick hauptsächlich auf die höchsten Kulturerrungenschaften des Semitentums richten und hier den Maßstab für seine Würdigung in Händen zu halten glauben. Je eindringender die Völkertunde sich mit beiden Ausdrucksformen desselben Volksgeistes befaßt, um so mächtiger und unbestreitbarer erwächst ihr der Eindruck von der tiefgründigen Einheitlichkeit und Verwandtschaft alles Semitentums, und um so klarer wird die Erkenntnis, daß die von Jahrtausenden vorgeschichtlichen Wüstendaseins geprägte Leiblichkeit und Seelenart auch in der Verkleidung und Verhüllung orientalischer Hochkultur unbeflegbar mit allen ihren Zügen zum Vorschein kommt.

Aber mit diesem Hang zu höheren Kulturformen und günstigeren Lebenslagen hält bei den Semiten das schöpferische Vermögen positiver und höherer Kulturleistungen nicht gleichen Schritt.

Aufs Ganze gesehen, ist es in allen Zeitabschnitten für die semitischen Völker charakteristisch, daß sie überall sich in fremde Kulturen hineinschoben und dieselben zu ihrem Gebrauche zurechteten. Eigner höherer Kultur von Haus aus überall bar, haben sich die eingewanderten Bevölkerungsgruppen semitischer Rasse in allen Gebieten ihrer Festsetzung der vorgefundenen und ihnen von allen Seiten zugebrachten Lebens- und Kulturgüter — der Hausformen, der Einrichtungsart, der Erzeugnisse des Kunsthandwerks, der Kunstformen, aller Luxusachen, des Kleidungs- und Schmuckwesens — und so auch der geistigen Besitztümer und Vorstellungen ihrer neuen Umgebung bemächtigt und sich in sie mit gewissen Umnüchtern und Weiterbildungen hineingefunden, als wäre es ihre eigenste und natürliche Umwelt. So geschah dies mit der sumerischen Kultur in Sinear, so in Kanaan mit der babylonischen und ägyptischen, so haben die Israeliten und Syrer wieder die kanaanäische Lebenskultur sich zu eigen gemacht, und genau so verfahren später die Araber mit der persisch-hellenistisch-syrischen Kultur. In einer ethnologischen Charakteristik dieser Völkerfamilie darf auch dieser bezeichnende Zug nicht fehlen; ruht er doch in letztem Grunde, ebensowohl wie die vorhin erwähnten Charakterzüge der Semiten, auf ihrer dauerhaften Rassenprägung, für welche in erster Linie ihre Naturumgebung verantwortlich ist.

**Widmungen von Ehrengräbern
durch die nationalsozialistische
Stadtverwaltung
in Wien von 1938 - 1945**

**Kommissionsbericht
an den
amtsführenden Stadtrat
für Kultur und Wissenschaft**

2004

A. Keine Ehrenwidmungen

Bei den folgenden ehemaligen Ehrengräbern oder ehrenhalber gewidmeten Gräbern sieht die Kommission für den Fall, dass eine neuerliche Ehrenwidmung vorgesehen werden sollte, **gravierende Einwände**. Die Begründung ergibt sich aus den biographischen Details (siehe Teil III).

Ehrengräber:

- REITER Josef (1862-1939), Komponist
- WOLF Karl Hermann (1862-1941), Staatsrat a.D.

Ehrenhalber gewidmete Gräber:

- MILLENKOVICH (MILLENKOVICS)-MOROLD Max von (1866-1945), Schriftsteller, Burgtheaterdirektor
- STREBL Matthias (1858-1940), Schulrat, Pädagoge
- KUBINGER Anton Leopold (1890-1939), Beamter, NSDAP-Funktionär
- PÖTSCH Igo (1884-1943), Graphiker, Maler
- WERNER-TUTSCHKU Karl, Dr. (1896-1940), Tierarzt, NSDAP-Kreisleiter
- HABERLANDT Michael, Dr. (1860-1940), Leiter des Volkskundemuseums, fällt wohl in diese Kategorie, jedoch soll ausdrücklich daraufhingewiesen werden, dass sein Lebenswerk trotz des rassistischen Gehalts in einigen Werken internationale Bedeutung (siehe das Schreiben des Österreichischen Museums für Volkskunde von Direktor Hofrat Grieshofer; in Teil III) erlangte.

Die Kommission empfiehlt, in den zukünftigen Friedhofsführern der Stadt Wien und anderen Informationsmitteln diese Personen nicht mehr als Inhaber von Ehrengräbern anzuführen.

10 HABERLANDT Michael, Dr.

(1860-1940), Leiter des Volkskundemuseums; Czeike 3, 7 – MD-Kartei (1938-45):
Ehrengräber (kein Eintrag); laut MA 43 aufrechte Widmung aus der NS-Zeit

Zentralfriedhof

Übernahme/Widmung eines Grabes während der NS-Zeit;
auch verstorben in der NS-Zeit

NS-Mitgliedschaft (lt. Auskunft des Deutschen Bundesarchivs/Bestand Berlin
Document Center): negativ

Zusammenfassung der Recherchen

Siehe das beiliegende Gutachten.

Mag. Peter SCHWARZ

Kurzgutachten zur Frage der weltanschaulichen Einstellung von Michael Haberlandt

Nach Abschluss seines Indologiestudiums (1882 Promotion) begann Michael Haberlandt der 1860 in Ungarisch-Altenburg (Magyaróvár, Ungarn) geboren worden war, seine berufliche Laufbahn als Kustos an der prähistorisch-ethnographischen Abteilung des Naturhistorischen Hofmuseums, wobei er wissenschaftlich in der 1870 gegründeten *Anthropologischen Gesellschaft* verankert war. 1892 habilitierte er sich als erster Dozent für das neu geschaffene Fach der Völkerkunde an der Universität Wien, 1910 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors. Zusammen mit seinem Kollegen, dem Orientalisten und Ethnographen Wilhelm Nein, begründete er zunächst 1894 den *Verein für Volkskunde*, 1895 die *Zeitschrift für Österreichische Volkskunde* und schließlich noch im selben Jahr das Österreichische Museum für Volkskunde. 1911 erhielt er die Stelle eines bereits staatlich besoldeten Direktors des Volkskundemuseums, die er bis 1923 behielt.

In den über Michael Haberlandt vorhandenen Kurzbiographien und Nachrufen werden seine Pionierleistungen beim Aufbau des österreichischen Volkskundemuseums, seine Arbeit und Methodik auf dem Gebiet der österreichischen und vergleichenden Volkskunde, seine Übersetzungen aus dem Sanskrit sowie sein breit gefächertes Interesse, an Kunst, Musik und Literatur gewürdigt (Österr. Biograph. Lexikon etc.). Dabei ist augenfällig, dass seine weltanschauliche und ideologische Einstellung gänzlich ausgeblendet bleibt.

Ein anderer Eindruck von Michael Haberlandt entsteht, wenn man einen Blick in eines seiner Hauptwerke, *Die Völker Europas und des Orients* (Leipzig-Wien 1920), wirft, das zweifelsfrei von antisemitischem und rassistischem Geist getragen ist. Dort schreibt Haberlandt: „Die Juden als europäisches Bevölkerungselement bilden ein sehr ernstes und interessantes Volksproblem, dessen Bedeutsamkeit von der Völkerkunde kaum noch gewürdigt wird.“ Haberlandt findet es „ohne Beispiel im Völkerleben der Erde, [...], wie dies Volk kraft seiner Rasse, Religion und Überlieferung überall als in sich eins und zusammengehörig fühlt und den bei ihm auf die Spitze getriebenen, allgemein-semitischen Volkswahn ‚das auserwählte Volk‘ zu sein, mit einem typischen Parasitismus auf die erstaunlichste Art zu verbinden weiß“ (S. 134). Angesichts der Assimilierung und Ernanzipation, so weiß Haberlandt, haben sich die Besonderheiten der „orientalischen Lebens- und Kulturform“ in anthropologischer, charakterologischer, volkskundlicher und geistiger Hinsicht „bei den Juden mehr und mehr verwischt“. „Das Judentum“ habe sich hingegen „am deutlichsten in Körperlichkeit, einem grotesken Sprachwesen, Lebensweise und Volksart im Osten Europas unter Popen, Litauern, Ruthenen und Kleinrussen erhalten [...], wo es eben in dichten Massen beisammensitzt und daher auch wirtschaftlich nicht entfernt so gedeihen kann, als

dort, wo es in dünneren Zahlen unter seinen Wirtsvölkern aufgelöst lebt". (S. 135) Der Gesamteinfluss, den das „Judentum“ auf das europäische Kultur- und Geistesleben ausgeübt habe, manifestiere sich gerade „durch die gewaltigsten Machtmittel: Geldwirtschaft, Bankenwesen, Literatur, Presse und umfassende Vereinsorganisationen.“ An dieser Stelle müsse „auch die Völkerkunde Rechenschaft ablegen“. (S. 136) Haberlandt konstatiert einen „tiefreichenden Gegensatz der europäischen Bevölkerung indogermanischer Abkunft und den Angehörigen des Judentums, der sich in dem historischen Judenhasse auf der einen Seite und dem instinktiven Zusammenschluss der Juden auf der andern Seite kundgibt.“ Den Grund für diesen Antagonismus führt Haberlandt vor allem darauf zurück, „dass das jüdische Volk eine ganz andere Vergangenheit [...] als die Europäer“ habe. Um dieses historische Argument zu vertiefen, borgt er sich ein Zitat von Viktor Hehn aus: „Der Jude hat die harte, schwierige, in Schwankungen aller Art, in Gewinn und Verlust sich vollziehende Arbeit nicht mitgetan, die von dem alten Griechenland durch Rom und das Mittelalter bis zu der neueren Zeit geht und endlich unsere Zivilisation mit all ihren Schwächen und Inkonsequenzen hervorgebracht hat. Dem Juden liegt sie als etwas Fremdes gegenüber, das er mit dem Verstande bloß logisch beurteilt und ohne Bedauern zugrunde gehen sieht. Alle ihre Voraussetzungen, seit 3000 Jahren, er trägt sie nicht wie wir unmittelbar im Blut, ihn verbindet kein natürliches Band mit ihren Besonderheiten und Eigenheiten, ihr Irrationales stört sein abstraktes Denken und regt nur seinen Witz an.“ Daraus folgert Haberlandt, dass der Jude „um so unbekümmerter und rücksichtsloser [...] überall, wo er sich mit seinem ganzen andersartigen Wesen und seinen nicht geringen intellektuellen und Willenskräften festzusetzen und Einfluss zu gewinnen vermocht hat, [...] das europäische Kulturleben in oft sehr bedenklicher und verhängnisvoller Art“ verändert habe. Dass die „europäische Geisteswelt und Gesittung dem Judentum ihren Monotheismus und ihr Christentum“ verdanke, sei ein geschichtlicher Grundirrtum, den aufzuklären Sache und Pflicht der Wissenschaft sein sollte. (S. 136) Das „Judenproblem“ empfindet Haberlandt „im ganzen“ vom ethnologischen Standpunkt her als bedeutsamer als „die Chinesen- und Negerprobleme in Nordamerika“ (S. 136). Die Europäer als die „höchsten Kulturträger der Menschheit“ würden seiner Einschätzung nach durch einen weiteren Verschmelzungsprozess „mit jenen Sendlingen des Orients in Gefahr kommen, psychisch und geistig aus den ihnen vom eignen Genius gewiesenen Bahnen zu geraten“ (S. 136).

Ähnlich negativ bewertet Haberlandt die „Zigeuner“, die er völkerkundlich als ein „sinnfälliges Beispiel zäher Erhaltung der Volksart bei sprachlich und ethnisch isolierten Volksstämmen [...], in gewisser Hinsicht als Seitenstück“ zu den Juden beschreibt (S. 134): „In unverhältnismäßig kurzer Zeit haben sie sich besonders über Südeuropa verbreitet, trotz feindseliger Aufnahme seitens der Wirtsvölker, denen das wunderliche, zugewanderte Volk [als] eine wahre Landplage erschien.“ (S. 133) Trotz gelegentlicher Sesshaftigkeit wären die

„Zigeuner“ aber einem ackerbautreibenden Leben allerorten abgeneigt geblieben, stattdessen seien es „hauptsächlich die typischen Wandergewerbe mit starker Hinneigung zu allen unehrlichen Hantierungen, von denen sie ihr Leben fristen.“ Ihrer parasitären Veranlagung nach würden sie „unbedenklich den sprachlichen Besitz ihrer jeweiligen Umgebung sich zu eigen machen, wobei sie die massenhaften Fremdwörter leicht zigeunerisch zu formen wissen.“ Selbst die „Religion ihrer Volksumgebung“ würden sie überall annehmen, Haberlandts Nachsatz: „Natürlich nur in voller Äußerlichkeit.“ (S. 133). In dem zweibändigen Werk *Illustrierte Völkerkunde* (Stuttgart 1926) äußert sich Haberlandt in ähnlich abfälliger Weise über das „typische Schmarotzertum“ der „Zigeuner“: „Es haben sich im Laufe der Zeit vielfach bei ihnen die Übergänge vom verachteten Wandernomaden, mit primitiver Sammelwirtschaft und typischem Parasitismus bei den jeweiligen Wirtsvölkern, zur halbsesshaften Handwerker-Existenz und endlich auch schon zum sesshaften Ackerbauer und Gewerbetreibenden vollzogen.“ (S. 298) Ganz im Gegensatz zu seinen Ausführungen aus dem Jahr 1920 gesteht er offensichtlich einigen „Zigeunerkolonien“ die Fähigkeit zum Ackerbau zu. Dennoch würde die Mehrzahl von ihnen wirtschaftlich „von der Ausübung verschiedener, mehr oder weniger missachteter und dunkler Gewerbe, die sie dem Landwirt unentbehrlich machen“, leben. Ferner erscheinen ihm die „bevorrechtete Stellung der Stammesmütter“ und die „lockeren sexuellen Gewohnheiten innerhalb der Horde“ in Bezug auf die Charakterisierung der „Zigeuner“ erwähnenswert (S. 298 f.).

In seiner Eigenschaft als verantwortlicher Redakteur der *Wiener Zeitschrift für Volkskunde* war Michael Haberlandt auch mitverantwortlich für den Inhalt der darin publizierten Beiträge. Neben vielen anderen veröffentlichte er auch den Beitrag seines Sohnes Dr. Arthur Haberlandt mit dem Titel *Volkscharakter und Rassenpsychologie* (Wr. Zeitschr. für Volkskunde, 36. Jg., 1931), der bereits von völkisch-rassenantisemitischem Gedankengut geprägt ist. Der Aufsatz belegt darüber hinaus, dass im Wiener Volkskundemuseum zu diesem Zeitpunkt bereits rassistisches Gedankengut gepflegt wurde. Eine „heutzutage verstandene deutsche und vergleichende Volkskunde“ erhebe den Anspruch, mit Rassenforschung konkurrieren zu wollen, wenn es darum geht, dem Deutschen Volk wohl sicherer und umfassender den Mut zu lebendigem Kulturwillen zu verheißen“ (S. 65). Aufschlussreich ist hier vor allem auch, dass bereits sieben Jahre vor dem Anschluss keine Rede mehr von Österreich ist. In diesem Aufsatz würdigt er unter anderem H. F. K. Günthers *Rassenkunde des Deutschen Volkes*, ein zentrales Standardwerk des NS-Rassismus: „Der klaren, reinen Sprache des Buches wie der kategorischen Zielsetzung einer körperlichen und seelischen Aufartung des Deutschtums muss ein starkes werktätiges Etnos zuerkannt werden. [...] Umso mehr der Volksforschung die Verpflichtung, die gebotenen Theorien samt charakterologischer Intuition und kulturgeschichtlichen Tatsachen nach ihrer Eignung zu methodischer Ausdeutung zu erörtern.“ (S. 57)

Außerdem begrüßt er die „Fortschritte zu einer methodisch objektiven Erfassung von Spannweite und Entfaltungsrichtung seelischer Rassentypen.“ (S. 64)

Die Sitzungsberichte der *Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 1919-1920 geben Auskunft über Arthur Haberlandts wissenschaftliche Beschäftigung: Demnach setzte er sich schwerpunktmäßig mit den Verbindungen „zwischen Rassenpsychologie und Völkerpsychologie“ auseinander. Er versuchte beispielsweise, durch ethnologisches Beweismaterial, rassistische Vorstellungen zu begründen. So stellte er fest, dass die „Rassenphysiologie der Juden“ noch heute charakterisiert sei durch den „Stempel der leiblichen und psychischen Nachkommenschaft jener orientalischen Volksgruppen“, [...] „die ausnehmend im Geschlechtlichen wurzelnde, orgastisch ausschweifende Kulturbräuche schon im Altertum“ aufweisen würden. Im Judentum sei ferner eine „rassenphysiologische Entartung speziell des weiblichen Geschlechts“ festzustellen, die durch „eine Richtung der ausschweifenden Überschwänglichkeit des Geschlechtslebens“ verursacht sei (siehe: Sitzungsberichte der *Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, Jg. 1919-1920, Wien 1920, S. 9). Es soll hier nur kurz erwähnt werden, dass die *Anthropologische Gesellschaft in Wien* zu diesem Zeitpunkt bereits eine institutionelle und personelle Drehscheibe für rassistisches, rassenhygienisches und antisemitisches Gedankengut bildete. Ihr gehörten neben ausgewiesenen rassistischen und rassenhygienischen Denkern vom Schlage eines Otto Reche oder Oswald Menghin auch Michael und Arthur Haberlandt an. Vor diesem Hintergrund erscheint es auch verständlich, warum Vater und Sohn Haberlandt zwar die bedeutende Sammlung der jüdischen Volkskundlerin Eugenie Goldstern übernahmen, jedoch von einer aktiven Förderung bzw. Integration dieser jungen Wissenschaftlerin in das Volkskundemuseum Abstand nahmen und ihr Werk der Vergessenheit anheim fallen ließen.

Michael Haberlandts Sohn Arthur - der, wie bereits dargelegt wurde, ein erklärter Anhänger von Rassentheorien und rassistischem Gedankengut war und später auch Mitarbeiter beim „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ wurde -, folgte ihm 1924 als Direktor des *Österreichischen Museums für Volkskunde* nach. Unter dessen Leitung mutierte das österreichische Volkskundemuseum zu einer Zelle von illegalen Nationalsozialisten (vier von fünf Mitarbeitern gehörten ab 1933 der NSDAP an: Feststellung von Sektionsrat Dr. Hohenauer im Bundesministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten v. 30. 7. 1938, ÖStA). Das Haus galt nach Unterlagen des Österreichischen Staatsarchivs als „wahrhaftige Freistadt der volksdeutschen Jugendbewegung in Wien“. Die illegalen veranstalteten dort ihre getarnten Liederabende und Schulungsvorträge. Pro Jahr fanden ca. 200 Veranstaltungen in den Räumen des Museums statt. Zu den Veranstaltern zählten u. a.: Arier- und Frontkämpferbund, Turn-, Gesangs-, Trachtenvereine, Deutsche Studentenschaft, Deutscher Turnerbund etc. Weiters wurden in den Museumsräumlichkeiten die

Mitgliederkartei der NSDAP-Gruppe I sowie schwarze Listen mit Namen politischer Gegner gelagert (Vgl.: *Albert Ottenbacher, Eugenie Goldstern. Eine Biographie, Wien 1999, S. 98 f.*).

Michael Haberlandt hat sich auch in dieser Zeit nicht vom Volkskundemuseum distanziert oder seine ideologische Distanz zum Ausdruck gebracht, seine Funktionen als Präsident des Museumsausschusses sowie als Präsident des Vereins für Volkskunde waren nahtlos auf seinen Sohn Arthur übergegangen.

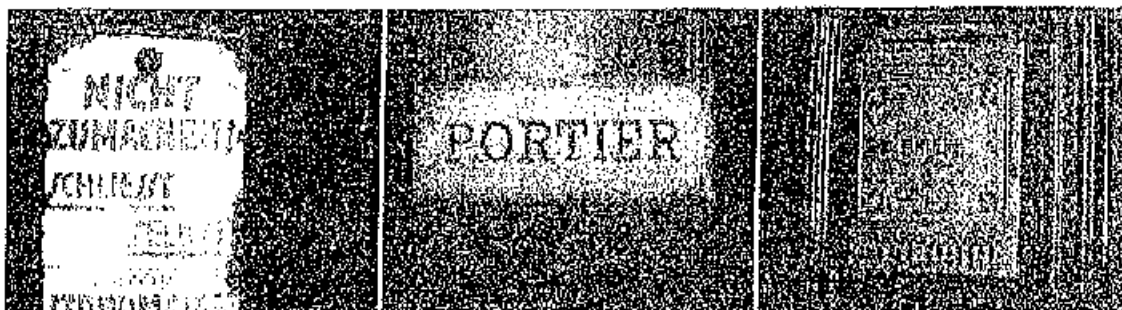
Michael Haberlandt hat gegen die nationalsozialistische, rassistische Ausrichtung des Volkskundemuseums weder protestiert noch opponiert, sondern diese Entwicklung im Hintergrund als „graue Eminenz“ mitgetragen.

Tod einer Randfigur

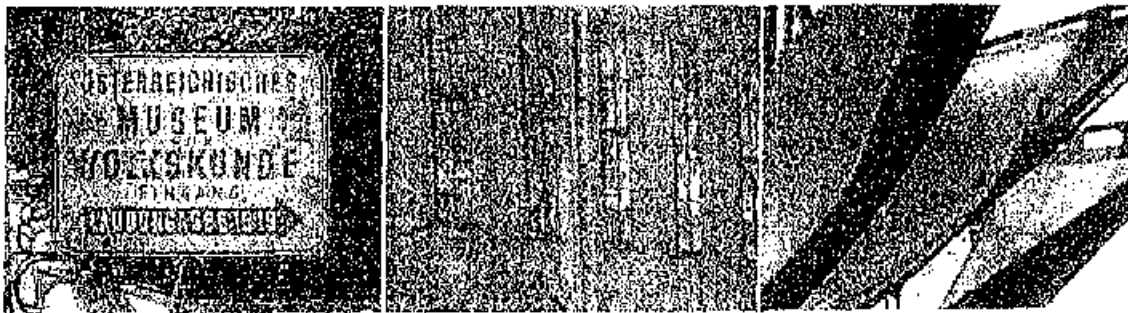
Die Lichter im Schuhgeschäft Delka und bei den Modebrillen von „Goldfuchs“ sind verloschen. Das Collosseum – Kino hat seine Pforten geschlossen. Nur das dazugehörige Buffet bietet noch Häppchen und Getränke an. Seit 36 Jahren befindet sich in der Wiener Währingerstraße 50 das "Zuckerlgeschäft" von Frau Maria Swoboda. Die Kundschaft steht treu zu den Marzipankartoffeln, Lakritzen, Schnitten, Geleefrüchten, Ildefonsos und „Wiener Schichten“. Die Inhaberin bleibt jung mit den Liebhabern ihres Süßigkeitensortiments, kennt ihre Lebenswege oft seit Jahrzehnten. Der Laden liegt an der Kreuzung der Linien vom Westbahnhof nach Grinzing und zum Prater mit den Straßenbahnen von den Höhenzügen des Wienerwaldes zum Schottentor. Die Strudlhofstiege liegt nahe. Heimito von Doderer verkehrt im zuckerigen Paradies der Frau Swoboda, wird als „Herr Rittmeister“ titulierte. Schräg gegenüber im Bezirksmuseum wird des Schriftstellers Erich Fried gedacht, der aus dem „Alsergrund“ nach England flüchten mußte.



Die Wandvitрины im Laden wirken auf Kunden wie die Einrichtung einer Trafik. Die Pralinenschachteln und Bonbonieren werden sonst schräg gestaffelt frei aufgestellt. Gehören Tabakwaren hinter die verschiebbaren Glasscheiben? Frau Swoboda hat aus Erzählungen von Hausbewohnern den Eindruck bekommen, daß der ganze Gebäudekomplex an der Ecke von Währinger- und Nußdorferstraße von Menschen bewohnt gewesen sein muß, die zwangsweise einquartiert wurden, um hier ihre Deportation zu erwarten. Wer hat vor dem deutschen Einmarsch in diesen Wohnungen gelebt? Wer wird von hier in die Lager der Leopoldstadt und dann über den Aspernbahnhof in den Osten verschleppt? Läßt sich aus der Deportationskartei des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands Näheres ermitteln?



Das Haus in der Nußdorferstraße ist unverändert erhalten. Das gußeiserne Treppengeländer trägt noch den Staub aus Zeiten, als der Briefträger die schriftlichen Deportationsbescheide zustellte. Das mit der Gummiwalze auf die Wände gewalzte Leimfarbenmuster entspricht dem Geschmack der Jahrhundertwende. Die geätzten Stiegenhausfenster sind wohlbehalten. Nach dem Krieg bringt die Vorgängerin von Frau Swoboda ein schweres Paket in das Volkskundemuseum. Direktor Leopold Schmidt hält fest: „Handschriftlicher Nachlaß Dr. Eugenie Goldstern, übernommen von Frau Truck, Wien IX., Nußdorferstraße 4a, am 16.X.1957“. Frau Aglaia Truck wohnt in den Vierziger Jahren im gleichen Haus, wie die Volkskundeforscherin Eugenie Goldstern. Ihre Wohnung ist über die „vierte Stiege“ erreichbar, Frau Truck wohnt „dritte Stiege“. Die beiden Frauen kennen sich wohl aus besseren Zeiten, als es keine Einkaufsbeschränkungen für jüdische Menschen im „Deutschen Reich“ gab und Frau Goldstern den kleinen Zeitungsladen in der Währingerstraße noch betreten durfte. Die Wissenschaftlerin hat ihre Arbeiten seit Jahrzehnten nicht mehr veröffentlichen können. Sie vertraut bündelweise ihre handgeschriebenen Texte der Trafikantin Truck an. Fünfzehn Jahre werden die Mappen von ihr getreulich aufbewahrt. Das Konvolut enthält Fotografien, Postkarten, persönliche Briefe, handschriftliche, teils deutsche, teils französische Aufzeichnungen. Frau Truck müßte sich an den Zahnarzt Dr. Sima Goldstern erinnern, der in ihrem Haus praktizierte, ehe er nach vielen Nazischikanen in das Altersheim in der Seegasse übersiedeln mußte. Sie kennt die Geschichte des mit ihm befreundeten Arztes Dr. Leopold Wenner, der mit Frau Goldsterns Schwester Sonja verheiratet war. Seinem Sohn Hans ist es gelungen, sich vor den Nazis nach England und schließlich vor den deutschen Luftangriffen in die USA zu retten.

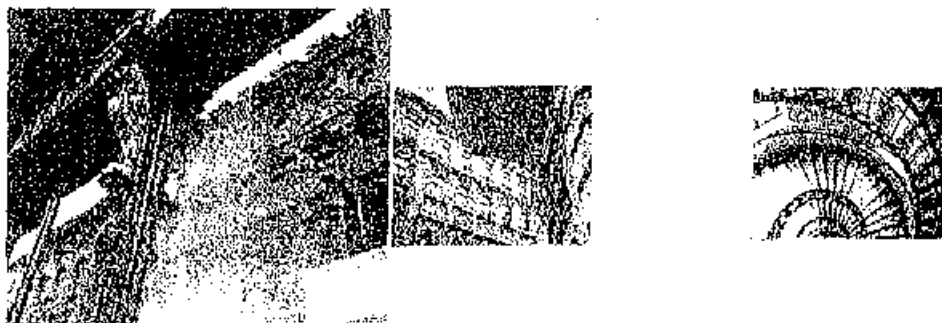


Museumsdirektor Leopold Schmidt interessiert sich nicht für solche Geschichten. Sein Nachfolger entdeckt vier Jahrzehnte nach ihrer „Einlieferung“ die Hinterlassenschaften der Eugenie Goldstern in seinem Dienstzimmer. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger will er den Raum zum Ende seiner Amtszeit geordnet übergeben. Es gelangt bei der „Räumung der Direktionskanzlei im Verlauf der gelegentlichen Sichtung alter Aktenbestände dieser forschungsgeschichtlich nicht unwichtige Handschriftenbestand wieder an den Tag.“ Das Vermächtnis gliedert sich in drei Teile: einen Aktenbund mit dem Vermerk „Ausgearbeitetes Material – Maurienne“, und zwei Flügeln. Eine ist bezeichnet als „Ausgearbeitetes Material – Aostatal“. Die zweite enthält verschiedene Literaturexzzerpte, vermutlich für vergleichende Studien. Die „gemeinbin große, zügige und gut lesbare Handschrift mit nur geringen Korrekturen der französischen und deutschen Niederschriften“ läßt annehmen, daß die Schriftstücke zur umgehenden Veröffentlichung bestimmt sind. Es dürfte sich „meist um fertige Druckvorlagen handeln.“

Klaus Beißl versteht nicht, „warum dieses abgeschlossene und ausgearbeitete Material seinerzeit nicht den Weg an die Fachöffentlichkeit gefunden hat.“ Verwundert stellt er fest

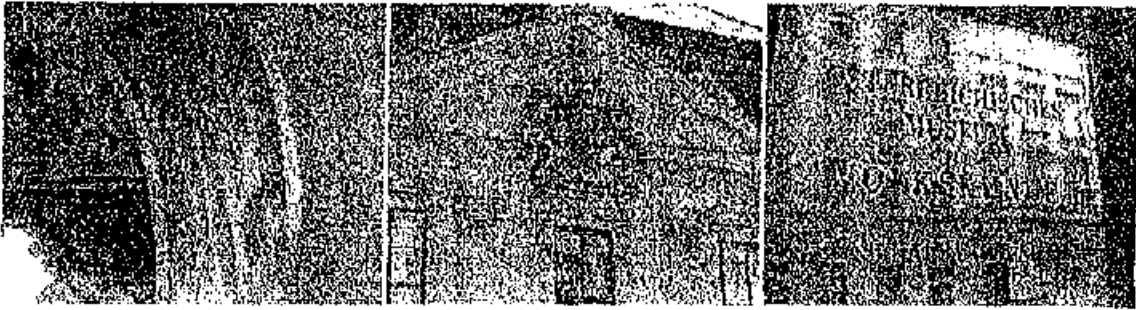
„daß die Forscherin späterhin, nach 1924 offensichtlich keine wissenschaftlichen Vorhaben mehr in Angriff genommen hat.“ Zeitgeschichtliche Bezüge bleiben außer Betracht. „Das Fehlen fast jeglicher authentischer biographischer Quellen läßt die Gründe für dieses Abbrechen der wissenschaftlichen Tätigkeit von Eugenie Goldstern letztlich im Dunkeln.“ In einem persönlichen Brief an ihren Universitätslehrer Michael Haberlandt am 23. Jänner 1920 aus Fribourg in der Schweiz spricht Eugenie Goldstern „mehrfach von Krankheit und psychischer Beeinträchtigung.“ Die zeitweilig unipäbliche Verfassung der Forscherin liefert einen annehmbaren Grund für ihr dauerhaftes Verstummen.

Die Ausgrenzung und folgende Ermordung der Eugenie Goldstern bleiben rätselhaft, wie das „Weggchen aus ihrer letzten Wohnung“, oder das „immerdar unfaßbare Schicksal“. Die „Unglücksgeschichte unserer Gesellschaft“ steht in einem vagen Zusammenhang mit der „zunehmenden Einengung des Blickes der neuromantischen und nationalen Volkskunde“. Der Aufsatz „Volkscharakter und Rassenpsychologie“ von Haberlandts Sohn Arthur, der in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde im Jahre 1931 erscheint, spricht offen. Er belegt, daß im Volkskundemuseum rassistisches Gedankengut gepflegt wird. Eine „neuzeitig verstandene deutsche und vergleichende Volkskunde“ will mit der Rassenforschung konkurrieren, wenn es darum geht, „den Deutschen Volk wohl sicherer und umfassender“ - von Österreich ist bereits sieben Jahre vor dem Anschluß keine Rede mehr - „den Mut zu lebendigem Kulturwillen zu verheißten“. Beim Bemühen um die „Erfassung von Volk und Rasse“ spielen sicher die Schulungsabende im Volkskundemuseum keine geringe Rolle, wenn es darum geht, in „einer methodisch objektiven Erfassung von Spannweite und Entfaltungsrichtung seelischer Rassentypen“ zu schweigen. Die „rassische Grundlage von Begabung, Charakter, Ausdruck und Lebensstil“ gehört wohl ebenso zum Lehrstoff wie die Überzeugung vom „Führerwillen bestimmter Rassen“. Der Satz vom „Anspruch schicksalshafter Verheißungen auf Grund von Rasse und Artbild“ umreißt deutlich die nazistischen Umtriebe im Volkskundemuseum.



Zu Beginn seines Aufsatzes lobt Haberlandt ein Werk zur „Rassenkunde des Deutschen Volkes“ mit der Bemerkung: „Der klaren, reinen Sprache des Buches wie der kategorischen Zielsetzung einer körperlichen und seelischen Aufartung des Deutschtums muß ein starkes werktätiges Ethos zuerkannt werden.“ Er bekennt sich offen zum Rassismus: „Rassische Grundlage von Begabung, Charakter, Ausdruck und Lebensstil werden ja sicher zu Recht behauptet und gelangen gerade an der hochgestiegenen Einzelpersönlichkeit oft zu feinsten Blüte.“ Er begrüßt „Fortschritte zu einer methodisch objektiven Erfassung von Spannweite und Entfaltungsrichtung seelischer Rassentypen.“ Er räsoniert über „solche von geschichtlich gefestigtem Kulturwillen getragene Erscheinungen, die in ihren letzten Hintergründen dem Führerwillen bestimmter Rassen entsprechen mögen.“ Er hofft, daß im wissenschaftlichen Zusammenwirken Vertreter „neuzeitig verstandener deutscher und vergleichender

Volkskunde mit dem Rassenforscher sich treffen, dessen Verdienst als Wegbereiter auf diesem Boden bei aller methodischen Kritik unbestritten und anerkannt sei.“



Arthur Haberlandt beschäftigt sich mit Verbindungen „zwischen Rassenpsychologie und Völkerpsychologie.“ „ Er bemüht sich, durch ethnologisches Beweismaterial, rassistische Wahnvorstellungen zu begründen. Er stellt fest, daß die „Rassenphysiologie der Juden“ noch heute charakterisiert sei durch den „Stempel der leiblichen und psychischen Nachkommenschaft jener orientalischen Volksgruppen“, (...) „die ausnehmend im Geschlechtlichen wurzelnde, orgastisch ausschweifende Kulturbräuche schon im Altertum“ aufweisen.“ Er stellt im Judentum eine „rassenphysiologische Entartung speziell des weiblichen Geschlechtes“ fest, die durch „eine Richtung der ausschweifenden Überschwenglichkeit des Geschlechtslebens“ verursacht wird.“



Sein Kollege in der Anthropologischen Gesellschaft, der Universitätsprofessor und Physiologe Robert Stigler, demonstriert in einem Lichtbildervortrag seine Lehre von der „sexuellen Applanation“, die sich aus einer „Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale als einem Rassentübel“ ergebe. Bei Jüdinnen finde sich mit auffälliger Häufigkeit „eine Verwischung der psychischen Weiblichkeit und Auftreten als unweiblich bezeichneter Seeleneigenschaften, vor allem ein Zurücktreten der spezifisch weiblichen Instinkte, der weiblichen Passivität, der für Frauen typischen Hemmungen psychomotorischer Impulse (z.B. der Scheu vor öffentlichem Auftreten), wodurch sich das Überwiegen der Jüdinnen unter den politischen Anführerinnen erklärt.“ Infolgedessen fänden feministische Bestrebungen besonders häufig „bei der jüdischen Intelligenz lauten Widerhall.“ Er geißelt unwidersprochen das „hemmungslose Streben nach persönlicher Geltung im öffentlichen Leben bei Jüdinnen.“

Auch der Museumsgründer Hofrat Michael Haberlandt beteiligt sich an der antisemitischen Hetze, wenn er über „den Juden“ schreibt: „Um so unbekümmerter und rücksichtsloser bringt

er überall, wo er sich mit seinem ganz andersartigen Wesen und seinen nicht geringen intellektuellen Willenskräften festzusetzen und Einfluß zu gewinnen vermocht hat, seine Art in den von Europäern geformten und geschaffenen Kultursphären zur Geltung und verändert damit das europäische Kulturleben in oft sehr bedenklicher und verhängnisvoller Art.“
 Haberlandt sieht im „Judenproblem“ eine ungleich größere Gefahr, als im „Chinesen- und Negerproblem“. Er befürchtet, daß die Europäer als die „höchsten Kulturträger der Menschheit durch die „Sendlinge des Orients“ aus der Bahn geworfen werden.“



Nach dem Anschluß gelingt es Haberlandt beim „Amt für Beamte“ der Gauleitung seinen Mitarbeitern feste Staatsanstellungen zu verschaffen. Auffällig ist, daß er als Direktor eines privaten Vereinsmuseums in einer Dienstanweisung zur Geschäftsverteilung des Amtes des Reichsstatthalters und des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten vom 16.7.1938 als Referent genannt wird.“ Für die Albertina oder das kunsthistorische Museum sind kommissarische Leiter aufgeführt. Haberlandt kann sein Haus ohne Einschränkungen kontinuierlich weiterführen. Ohne eine Grundlage im Dienstpostenplan und ohne daß eine finanzielle Bedeckung im Etatvoranschlag gesichert ist, wird am 3.8.1938 die Verwaltungsstelle der Wiener Hochschulen angewiesen, die Bediensteten zu besolden. Für den Sachaufwand des Volkskundemuseums müssen weitere Leistungen der öffentlichen Hand berappt werden. Eine ursprünglich vorgesehene Verstaatlichung wird nicht durchgeführt. Lediglich die Anstellungsverhältnisse werden „saniert“. Ausschlaggebend dürfte gewesen sein, daß Sektionsrat Dr. Hohenauer im Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten am 30.7.1938 feststellt, daß vier von fünf Mitarbeitern seit 1933 als illegale Mitglieder der NSDAP registriert waren.“ Ein handschriftlicher Zusatz belegt eine von „Staatssekretär Mühlmann erteilte Weisung.“



Im Volkskundemuseum findet nach 1945 ein Direktorenwechsel statt. Der erklärte Rassist und Mitarbeiter beim „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ Arthur Haberlandt leitet nicht mehr das Haus in der Laudongasse. Frau Truck macht sich auf den Weg in das barocke Vorstadtpalais in der Josephstadt. Hat sie gehofft, Frau Goldstern werde „aus dem Osten“

zurückkehren? Hat sie sich gefreut, auf ein Wiedersehen, auf den Dank der Wissenschaftlerin, die ihre Arbeiten für einen Neuanfang in Österreich verwenden könnte? Die Zeiten scheinen sicher genug. Das Vermächtnis der spurlos verschwundenen Nachbarin wird in die Hände eines politisch nicht belasteten Fachmannes gelegt. Frau Truck liefert die Schriften der Eugenie Goldstern bei dem neuen Museumsdirektor Schmidt ab. Dieser versperrt sie dauerhaft in seiner Kanzlei. Der junge Doktorand und Kustos Beitzl plant eine Ausstellung über französische Volkskunst im Zweigmuseum zu Gobelsburg. Er benutzt Teile der Goldstern-Sammlung. Von den im Direktionszimmer versperrten Abhandlungen der verschwundenen Kollegin erfährt er nichts. Erst zu Ende seiner eigenen Amtszeit entdeckt er die Faszikel, die sein Vorgänger weggeschlossen hat. Er wundert sich noch heute, „aus welchem Grund immer“ ihm die Schriften der Eugenie Goldstern nicht zur Verfügung standen.



Klaus Beitzl will auf einer Tagung in Grenoble über den Beitrag von „Arthur et Michael Haberlandt“ zur alpinen Volkskunde in Frankreich berichten. Ein Themenwechsel ergibt sich. Nun stehen unveröffentlichte „Ethnotexte“ von Eugenie Goldstern auf dem Programm. Keiner wird näher referiert. Die prägende Rolle des Museumsgründers Haberlandt wird hervorgehoben. Der Vortragende kommt zu einem tröstlichen Schluß. Die „Aufzeichnungen, die von Eugenie Goldstern gemacht wurden als historische Referenz, scheinen aber andererseits von marginaler Bedeutung, angesichts der modernen Problematik, die von der sozialen Anthropologie gezeichnet ist.“ Die versammelte Runde europäischer Ethnologen gewinnt den Eindruck, die zum gelegenen Zeitpunkt entdeckten Schriften seien nur den seinerzeitigen Strömungen folgende „positivistische Annäherung“.



Da im passenden Augenblick umfangreiches nachgelassenes Material vorgelegt werden kann, ist zu hoffen, daß noch mit weiteren überraschenden Funden zu rechnen ist. Das Wiener Volkskundemuseum gibt seine Vorankündigungen im Internet bekannt. Unter dem Oberbegriff „Urethnographie“ soll Eugenie Goldstern und ihre Sammlung im Österreichischen Museum für Volkskunde ab Dezember 2003 gewürdigt werden. : Die lang übersehene Forscherin und ihre Beziehung zum Volkskundemuseum in Wien soll im Mittelpunkt dieser Ausstellung stehen. Ihre seit den Zwanziger Jahren deponierte „repräsentative Sammlung von bäuerlichen Objekten aus dem Wallis und aus Savoyen soll wieder an das Licht geholt werden. Vielversprechend wird in Aussicht gestellt : „Die volkskundlichen Theorien und Forschungsansätze von Eugenie Goldstern, deren Leben in einem nationalsozialistischen Konzentrationslager endete, werden in historische Zusammenhänge gestellt und kulturgeschichtlich eingeordnet.“

1Lehmans Wohnungsanzeiger, Wien 1940. Bd. II, S. 474

2Klaus Beitzl, Eugenie Goldstern (1884 – 1942), Verlobungs-, Hochzeits- und Bestattungsbräuche in der Maurierne (Savoyen), Frühling/Sommer 1914, Hinterlassene Schriften bearbeitet und „restituiert“, in : Freddy Raphael (Hrsg.), „... das Flüstern eines leisen Wehens ...“, Beiträge zur Kultur und Lebenswelt europäischer Juden, Festschrift für Utz Jeggle, Konstanz 2001, S. 173

3Beitzl, Eugenie Goldstern ..., a.a.O., S. 189

4Beitzl, Eugenie Goldstern ..., a.a.O., S. 189

5Arthur Haberlandt, Volkscharakter und Rassenpsychologie. Wienes Zeitschrift für Volkskunde, XXXVI. Jhg., Wien 1931, S. 65

6Österreichisches Staatsarchiv, Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten, fol. 26432, Schreiben Arthur Haberlandt, Wien 19.7.1938

7Haberlandt, Volkscharakter ..., a.a.O., S. 63

8Haberlandt, Volkscharakter ..., a.a.O., S. 57

9Haberlandt, Volkscharakter ..., a.a.O., S. 64

10Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1918 - 19, Wien 1919, Protokoll der Monatsversammlung am 14. Mai 1919, S. 37

11Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1919 - 1920, Wien 1920, S. 9

12Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1919 - 1920, Wien 1920, S. 9

13Wer ist wer in Österreich, Wien 1933, S. 217

14Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1919 - 1920, Wien 1920, S. 7

15Haberlandt Michael, Die Völker Europas und des Orients, Leipzig 1920, S. 136

16Haberlandt, Die Völker, a.a.O., S. 136

17 Institut für Zeitgeschichte München, Amt des Reichsstatthalters in Österreich, Runderlaß, Wien 16.7.1938, S. 13, Mikrofiche 101 24905

18 Österreichisches Staatsarchiv, Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten, Geschäftszahl IV-1-26432-I, Museum für Volkskunde, Verstaatlichung des Personales, Wien 30.7.1938

19 Fondateurs et Acteurs de l'Ethnographie Alpine, Colloque des trente ans du Monde alpin et rhodanien, provisoire Themenliste, Grenoble April 2001

20 Klaus Beitzl, Unveröffentlichte Ethnotexte von Eugénie Goldstern, Aufzeichnungen der Bräuche in der Maurienne (Savoyen), Dated vom Jahre 1914, Vortrag in Grenoble, November 2002, Übersetzung aus dem Französischen von Jeannette Brenner

21 <http://www.volkskundemuseum.at/ausstellung/verankundigung.htm>



Österreichisches MUSEUM
für VOLKSKUNDE

Gartenpalais Schönborn
Laudongasse 15-19
A-1080 Wien

Telefon +43/1/0222/406 89 05
Fax +43/1/0222/408 53 42

Herrn
Dr. Kurt Scholz
MA für Restitutionsangelegenheiten
Doblhofgasse 9
A-1082 Wien

Unsere Zähl: 315/04 ¹⁰⁴ Zähl: Wien, am 2. 10. 2004

Betrifft: Ehrengrab von Michael Haberlandt

Sehr geehrter Herr Dr. Scholz!

Eben erst aus dem Urlaub zurückgekehrt, beeile ich mich, zu Ihrem Schreiben vom 13. September 2004 Stellung zu nehmen. Ich möchte mich vorweg für diese Kontaktnahme sehr herzlich bedanken und damit für die Möglichkeit, mit Ihnen als dem Vorsitzenden der für uns bisher anonymen Historikerkommission persönlich in Verbindung zu treten. Bislang war uns die Angelegenheit Ehrengrab Michael Haberlandt nur aus knappen Pressemitteilungen bekannt, aber nicht worauf sie sich eigentlich begründet.

Nach Jahren der Verdrängung ist es zweifellos angebracht, der jüngeren Geschichte ins Auge zu sehen. Das gilt für den privaten Bereich, wie es jüngst Martin Pollak mit seinem Roman „Der Tote im Bunker“ vorexerzierte, und natürlich noch viel stärker für öffentliche Institutionen. Dieser Aufarbeitungsprozess ist notwendig, um sich die etwaige Schuld der Väter, auch der Gründungsväter, bewusst zu machen. Wie sehr spielten einzelne durch Handlungen, Äußerungen, ideologische Einstellungen einem Regime in die Hände, das durch Unmenschlichkeit und Barbarei unermessliches Unglück über die Menschen und Volksgruppen brachte.

Im Falle Michael Haberlandts handelt es sich, schon aufgrund der Lebensdaten 1860 – 1940, um eine Persönlichkeit, die während der nationalsozialistischen Zeit – und unseres Wissens nach auch im Vorfeld – keine politisch aktive Rolle gespielt hat. Sein familiärer Hintergrund und das wissenschaftliche Umfeld, in dem er sich beruflich bewegte, war weltoffen, übernational und überaus kultiviert, gewiss aber auch geprägt von den intellektuellen Strömungen seiner Zeit. Vorzüglich dargestellt findet sich dies alles in dem Büchlein „Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums“, von Leopold Schmidt (einem über jegliche politische Zweifel erhabenen Autor), der die großen Leistungen Michael Haberlandts für das damals junge Fach Volkskunde objektiv nachzeichnet: Aufbau einer einzigartigen Sammlung von fast 40.000 qualitätsvollen Objekten der Volkskunst, Etablierung eines international anerkannten Museums ohne den finanziellen und personellen Rückhalt, den etwa die Hofmuseen genossen, unermüdlige Publikationstätigkeit mit bis heute wichtigen Werken (Kultur im Alltag, 1900; Österreichische Volkskunst, 2 Bände,

1910/1914; Werke der Volkskunst, 3 Bände, 1912-1917; Einführung in die Volkskunde, 1924; Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur, 1927, zahlreiche literarische und wissenschaftliche Arbeiten zur Indologie und Völkerkunde vor 1900, u.a.m.)

Die Sätze, die Sie in Ihrem Brief zitieren, sind allerdings nicht wegzudiskutieren. Trotzdem gebe ich zu bedenken, dass besagtes Werk über „Die Völker Europas und des Orients“, das bereits 1913/14 verfasst, aber kriegsbedingt erst 1920 erschienen ist, keinesfalls als Hauptwerk von Michael Haberlandt anzusehen ist. Sein Lebenswerk stellt die Gründung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Jahr 1895 dar, das er, ganz im Gegensatz zu Berlin, Prag, Ungarn, etc., nicht als nationales Institut errichtete, sondern, wie er bereits im 1. Band der Zeitschrift für Volkskunde 1895 betont, als ein „Völkermuseum“ der Monarchie mit einem breiten vergleichenden Ansatz. Als ein Museum, das die Vielfalt in der Einheit vor Augen führen und so zu einem besseren gegenseitigen Verständnis der Völker beitragen sollte. Der 1. Weltkrieg beendete diese Vision.

Michael Haberlandt studierte vergleichende Sprachwissenschaft und Indologie. Er hatte sich Adolf Bastians Elementargedanken zu eigen gemacht, die grundsätzlich alle Menschen auf eine gemeinsame Entwicklungsstufe setzen. Allerdings – und das kommt in dem Buch zum Ausdruck – vertrat er auch die Ansicht, dass sich im Laufe der Geschichte unterschiedliche Kultureniveaus gebildet hätten. Als Kulturanthropologen interessierten ihn besonders die unterschiedlichen Ausprägungen der Kultur, und in diesem Zusammenhang stellte er sich auch die Frage, weshalb eine „Rasse“ – der Begriff dürfte im Sinne eines wissenschaftlichen Terminus um 1913/14 noch nicht so negativ besetzt gewesen sein wie heute –, die seit Jahrtausenden verstreut lebt und die seit der Antike verheerenden Verfolgungen ausgesetzt war, ein so starkes Wir-Gefühl entwickeln konnte. Jener Satz über die „Sendlinge“ aus dem Orient ist freilich nicht nachvollziehbar. Es scheint auch eine einmalige Entgleisung zu sein, denn wenige Jahre später, erscheint von ihm in der 1926 von Georg Buschan herausgegebenen Illustrierten Völkerkunde im II. Band ein umfangreicher Beitrag über die indogermanischen Völker Europas, in dem er auf S. 299 bis 304 abermals über die Juden berichtet. Hier schreibt er einleitend: *„Von unvergleichlich größerer Bedeutung für das Völker- und Kulturleben Europas ist das Eindringen und die Zerstreuung des orientalischen Volkes der Juden über unseren Erdteil und überhaupt die ganze Erde geworden. Obwohl ohne eigenes Land, ohne Staatlichkeit, ohne eigentlich gemeinsame Sprache stellen sie doch ein in sich geschlossenes und scharf bestimmtes Volkstum dar, das in seinem ausgeprägten Religions-, Art- und Blutbewußtsein einen unvergleichlich festen, unlösbaren Zusammenhalt besitzt. Ohne auf die ungeheure kulturelle Bedeutung dieses fremden Volksstammes für Europa und die ganze Menschheitsentwicklung einzugehen, beschränken wir uns hier auf eine knappe völkerkundliche Schilderung der Juden ...“*. (S.299/300) Mir ist nicht bekannt, dass Haberlandt, der ein überaus kultivierter Mann war – er gründete 1897 die Hugo Wolf-Gesellschaft und war erster Förderer des Liedkomponisten – noch an anderer Stelle über die Juden geschrieben hätte. Im Gegenteil, das Museum besitzt eine kleine aber anscheinliche Judaika-Sammlung, die ihm zu verdanken ist. Zu seiner Zeit hatten bedeutende Persönlichkeiten der Gesellschaft – neben Aristokraten, hohen Vertretern der Beamtenschaft und Wirtschaft eben auch viele Juden, als Gönner, Sammler und Wissenschaftler mit dem Museum Kontakt. Darunter auch seine Schülerin Eugenie Goldstern, deren Sammlung zur Zeit in einer Sonderausstellung in unserem Museum zu sehen ist.

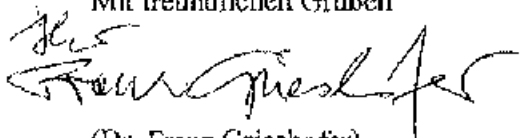
Zu den von Ihnen zitierten Stellen über die „Zigeuner“ ist zu bemerken: Mit dem Hinweis auf die „Landplage“ gibt er die gängige Meinung der südeuropäischen „Wirtsvölker“ wieder (allerdings ohne sich selbst davon kritisch zu distanzieren), und die Feststellung, „die typischen Wandergewerbe mit starker Hinneigung zu allen unehrlichen Hantierungen, von denen sie ihr Leben fristen“, gilt der Tatsache, dass gerade vom Wandergewerbe wie den Sauschneidern, den Kesselflickern, den Musikanten, etc. Tätigkeiten ausgeübt wurden, die zu dieser Zeit allgemein als unehrenhaft angesehen wurden, obwohl sie ein wesentlicher Bestandteil einer funktionierenden dörflichen Wirtschaft waren.

Dass sich die politische Situation nach 1930 leider auch am Museum für Volkskunde änderte, ist nicht mehr Michael Haberlandt anzulasten. Sein Sohn Arthur Haberlandt, hatte inzwischen die Direktion des Museums übernommen und dieser vertrat, anders als sein Vater, eine prononciert nationalsozialistische Linie, deren Geist sich nach und nach in seinem Umfeld auch am Museum breit machte.

Was nun das Ehrengrab betrifft, bin ich der Überzeugung, dass Michael Haberlandt auf Grund seiner unbestrittenen Leistungen ein solches verdient. Bei der Beurteilung von Michael Haberlandt möge sein oben kurz skizziertes gesamtes Lebenswerk als Maßstab herangezogen werden.

Ihrer Einladung zu einem persönlichen Gespräch würde ich gerne entsprechen beziehungsweise würde ich mich sehr freuen, wenn Sie Zeit fänden, unser Museum und die gegenwärtige Sonderausstellung über die Sammlung von Eugenie Goldstern zu besuchen, die gerade für die anstehende Entscheidung ein Licht auf Michael Haberlandts persönlichen Umgang mit jüdischen Mitbürgern zu werfen instande ist.

Mit freundlichen Grüßen



(Dr. Franz Grieshofer)

Schlüsseldokumente zu Franz Chvostek

Anhang, Seite 159-160

Karteikarte und Schreiben von Min.-Rat Klingelhöfer an Chvostek, 13.07.1943.

(Quelle: BArch, DS B 0028)

Anhang, Seite 161-163

Zeitungsartikel „Franz Chvostek“, 19.05.1944.

(Quelle: Wiener Klinische Wochenschrift, 57. Jg., Nr. 19/20, 19.05.1944, 235-237)

Anhang, Seite 164-165

Zeitungsartikel „Professor Dr. Franz Chvostek“, 03.06.1944.

(Quelle: Wiener Klinische Wochenschrift, 94. Jg., Nr. 21/22, 03.06.1944, 241-242)

Research

-Wi-

Prof. Dr.

Franz Chvostek

1864

6 Anlagen

Herrn Min.-Rat Klingelhöfer

Zu: W P Chvostek d

Ich bitte, ausnahmsweise den Antrag, Professor Chvostek die Goethe-Medaille zu verleihen, weiterzureichen.-

Hofrat Professor Chvostek ist eine internationale klinische Kapazität gewesen und einer von den wenigen Hochschullehrern, welche stets national und antisemitisch waren und auch für den Nationalsozialismus tatkräftig eingetreten sind. Es ist mir unbegreiflich, warum man ausgerechnet bei Professor Chvostek Hemmungen hat, während man anderen Hochschullehrern, die weder in ihrer nationalen Betätigung noch in ihrem wissenschaftlichen Ruf an Chvostek heranreichen, bereits zum 65. Geburtstag die Goethe-Medaille verliehen hat. Professor Chvostek hat sich seinerzeit wegen Krankheit pensionieren lassen, und ob er das 80. Lebensjahr erreichen wird, scheint mir fraglich zu sein.-

Ich möchte daher bitten, auf die ausserordentlichen Umstände Rücksicht zu nehmen..

Berlin, den 13.7.1943.

WIENER KLINISCHE WOCHENSCHRIFT

Nr. 19/20

Wien, 19. Mai 1944

57. Jahrgang

Risak, E.: Franz Chvostek	235
Originalabhandlungen: Thurns, K.: Franz Chvostek und seine Konstitutionslehre	237
Denk, W.: Oesophaguschirurgie	240
Heine, W.: Untersuchungen zur Bekämpfung von Pneumonien in gewerblichen Betrieben	243
Seminarabende der Wiener Akademie für ärztliche Fortbildung: Finsterer, H.: Zur Diagnose und Therapie des Dickdarm- und Mastdarmkrebses	250

Inhalt:

Zeitschriftenschau	252
Buchbesprechung	253
Tagesgeschichte	253
Verhandlungen ärztlicher Gesellschaften und Kongreßberichte: Protokoll der Wiener Medizinischen Gesellschaft. — Wiener Medizinische Gesellschaft. Fachgruppe für Neurologie und Psychiatrie	254
Sitzungskalender	259

Eigentum der

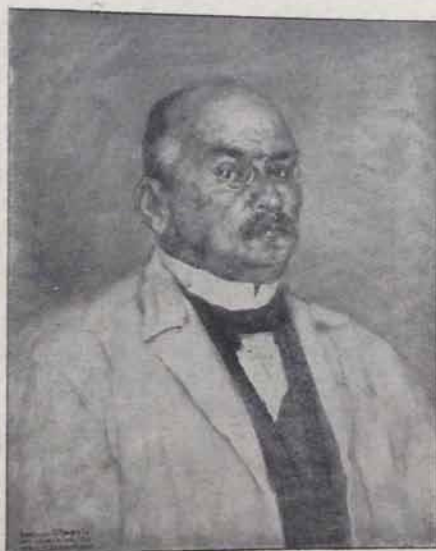
Franz Chvostek

Am 17. April 1944 ist der Ordinarius für innere Medizin an der Wiener Universität, der Vorstand der ehemaligen III. Medizinischen Universitätsklinik und das Ehrenmitglied der Wiener Medizinischen Gesellschaft, Professor Dr. Franz Chvostek jun., knapp vor Erreichung seines 80. Lebensjahres gestorben. An einem strahlenden Frühlingstag, den Chvostek nach den langen Wintermonaten so gern erlebt hätte, wurde der Herr auf Burg Groppenstein von seinen Schülern und Nachbarn am Fuße seiner Burg in der von ihm heißgeliebten Kärntner Erde begraben. Die Klänge alter Burschenlieder begleiteten ihn auf seinem letzten Gange. An diesem Grabe mit seinem umfassenden Ausblick auf das schöne Mölltal wurde allen Beteiligten so recht klar, daß hier das kämpferische und siegreiche Leben eines deutschen Arztes seinen harmonischen Abschluß gefunden hat.

Seit fast 12 Jahren in freigeählter Einsamkeit und anscheinend fern vom medizinischen Leben, ist Franz Chvostek zu einer fast sagenhaften Persönlichkeit geworden. Er ragt für uns wie ein Titan aus der Vergangenheit in die Jetztzeit herüber.

Der junge medizinische Nachwuchs gleichwie die Bauern im Mölltal erzählen sich Wunderdinge von dem dahingegangenen großen Arzt. Die Umwelt hat zum Leben Chvosteks schon einen gewissen Abstand genommen. Es mag daher manchen leicht erscheinen, ein Lebensbild für die Allgemeinheit zu entwerfen. Den Schülern, mit denen er bis zu seinen letzten Minuten lebte und kämpfte, wird es allerdings immer eine unlösbare Aufgabe sein, die Persönlichkeit ihres großen Lehrers objektiv zu erfassen.

Franz Chvostek jun. wurde am 3. Oktober 1864 dem Professor für innere Medizin an der neuauflühenden Militärärztlichen Akademie Franz Chvostek als erster Sohn geboren. Es ist ohne Zweifel, daß Chvostek von seinem Vater nicht nur die Liebe zur medizinischen Wissenschaft im allgemeinen, sondern ganz besonders zur inneren Medizin mitbekam. Die große Persönlichkeit Franz Chvosteks sen. übertrug sich auf seinen noch größeren Sohn. In den Arbeiten seines Nachkommens zeigt sich, daß dieser bestrebt war, das Erbe seines Vaters nicht nur getreu zu bewahren, sondern auch zu erweitern. Chvosteks überschäumende Kampfnatur, die auch am Drangperiode seines Lebens ganz besonders bemerkbar machen. Unzählige sind die Episoden in seiner Gymnasial- und Studentenzeit. Wien verdankt den großen Professor eigentlich nur der Güte des damaligen Rektors Professor



Kundtrat, der eine Relegierung des jungen Chvostek wegen einer Auseinandersetzung mit einem andersgesinnten Farbenstudenten verhinderte. Chvostek verstand es aber auch, wenn er die Notwendigkeit einsah, sich einer Gemeinschaft in vorbildlicher Weise unterzuordnen. Seine deutsche Gesinnung wies ihn den Weg zur Burschenschaft. Seinem Bunde, der Burschenschaft Olympia, blieb Franz Chvostek bis zu seinem letzten Atemzuge treu. Von den vielen Ehren, die er während seines Lebens empfing, erschien ihm die Würde eines Ehrensprechers seines Bundes als die kostbarste. Seine Klinge war ebenso gefürchtet wie die Schärfe seiner Rede. Trotz seiner Hingabe an das studentische Leben und an seine Ideale promovierte er 1888 zeitgerecht. Von hier an entwickelte sich sein steiler Aufstieg. Die Größen des damaligen medizinischen Wiens, Bamberger, Meynert, Kahler und Neusser, standen dabei Pate. 1895 habilitierte er sich zum Privatdozenten für innere Medizin und wurde 2 Jahre später zum a.o. Professor und zum Primarius im Sophienspital ernannt. 1911 übernahm er die für ihn gegründete IV. Medizinische Klinik und

1913 erreichte er durch die Ernennung zum Vorstand der III. Medizinischen Klinik sein akademisches Ziel. Den größten Kampf seines Lebens focht er siegreich durch, als er 1933 beschloß, freiwillig vom Lehramte zurückzutreten. Er trat auf der Höhe seines Schaffens zurück und erhielt sich so in der Nachwelt sein ungetrübttes Bild. Zu dieser Zeit fand Franz Chvostek eine Lebensgefährtin, die ihm in seiner Einsamkeit bis zu seiner letzten Stunde treusorgend und aufopfernd zur Seite stand. Seine Schüler können dieser Frau nicht genug für ihre Hingabe danken.

Wer Franz Chvostek als Forscher richtig einschätzen will, muß sich vor Augen halten, daß seine Arbeiten jahrzehntelang zurückliegen und viele seiner Gedanken jetzt schon zum Allgemeinwissen des werdenden Arztes gehören. Vor 55 Jahren erschien aus der Klinik Bamberger die erste Arbeit des jungen Arztes: „Zur Casuistik der Herzfehler“. Sie läßt ohne Zweifel die schon damals ausgezeichnete Beobachtungsgabe Chvosteks erkennen. Er behandelt darin die klinische Differentialdiagnose der Mitralstenose, eines Herzfehlers, dessen scheinbar einfache Diagnostik bis jetzt noch immer vielen Ärzten zu Fehldiagnosen Veranlassung gibt. Dieser Erstlingsarbeit folgt eine große Reihe von neurologischen Arbeiten, deren grundlegende Bedeutung auch heute noch anerkannt ist. In Verfolgung der Gedankengänge seines Vaters beschäftigte er sich mit dem Krankheitsbild der Tetanie. Interessant ist

die Tatsache, daß von ihm Beiträge zur Theorie der Halluzinationen stammen, die die Richtigkeit der Meynert'schen Anschauung dartun, daß die Färbung der Halluzinationen vor allem von der Hirnrinde abhängig ist. Schon 1892 erscheint aus seiner Feder eine Arbeit, die sich mit seinem späteren Forschungsgebiet des Morbus Basedowii beschäftigt. Damals trat Chvostek noch gegen die Möglichkeit einer cerebralen Genese dieses Krankheitsbildes auf. Vergessen sind seine Untersuchungen über den oxydativen Stoffwechsel bei Säureintoxikationen. Er weist in ihnen darauf hin, daß die damals herrschende Therapie mit Sauerstoff bei vielen Erkrankungen von falschen Voraussetzungen ausgeht und bei den meisten sich als zwecklos erweist. Jahrzehnte später erst verschwindet die Sauerstoffbombe aus den Operations- und Krankensälen. Damit findet diese Ansicht Chvosteks, zu der er auf Grund ausgedehnter tierexperimenteller Studien gelangte, seine späte Bestätigung. Es ist vielleicht hier der Platz, der allgemeinen Anschauung entgegenzutreten, daß Chvostek in der medizinischen Forschung das Tierexperiment in Grund und Boden verdammt. Er lehnte nur Arbeiten ab, bei denen vielleicht, nur um eben zu arbeiten, Tierexperimente durchgeführt wurden. Ein Tier allerdings mußte nach Chvostek vom Tierexperiment ferngehalten werden: der Hund. In ihm sah er den treuesten Kameraden des Menschen und den Tod seines Lieblichshundes, ein Jahr vor dem seines Herrn, konnte er nicht verwinden. Zur Symptomatologie der Chlorose lieferte Chvostek durch die Beobachtung, daß bei dieser Erkrankung häufig ein Milztumor und das Symptomenbild eines Morbus Basedowii zu beobachten seien, wichtige Beiträge. Bekannt ist seine große Monographie über das Wesen der paroxysmalen Hämoglobinurie, in der er die vasomotorischen Einflüsse und die verminderte Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörperchen in den Vordergrund rückt. 1894 stellt er in dieser Arbeit zum ersten Male die Gedanken heraus, daß die abnorme Kontraktion der Gefäße durch eine erhöhte Erregbarkeit der vasomotorischen Zentren bedingt sein könne. Hier finden wir zum ersten Male die Ansätze der jetzt so modernen Auffassung von der zentralen Genese vieler bisher auf eine reine Organerkrankung zurückgeführter Krankheitsbilder. Gemeinsam mit Kraus führt er seine Untersuchungen über den respiratorischen Gaswechsel bei einer großen Reihe von inneren Krankheiten durch und kommt auf Grund dieser zu einer neuerlichen Ablehnung der damals und bis in die jüngere Zeit so üblichen Sauerstofftherapie. Seine Monographie über den Morbus Addisoni, die noch vor der Jahrhundertwende erschien, lieferte die Grundlage für die weitere Erforschung dieses Krankheitsbildes. 1895 beschäftigt sich Chvostek zum ersten Male mit der Ätiologie des Gelenkrheumatismus. Er tritt auf Grund ausgedehnter bakteriologischer und experimenteller Arbeiten manchmal in sehr scharfer Form der damals vertretenen Auffassung von der bakteriellen Genese dieses Krankheitsbildes entgegen. Am 15. Kongreß der Gesellschaft für innere Medizin bringt Chvostek einen seiner Königsgedanken, an dem nach ihm noch viele Kärner zu bauen hatten, ohne allerdings immer sich seines Schöpfers zu erinnern. Chvostek vergleicht nämlich damals das Symptomenbild des Gelenkrheumatismus mit der Serumkrankheit und steht damit auf dem Boden einer Auffassung, die heute wohl als die herrschende anerkannt wird. Darüber hinaus weist er auf die Bedeutung der Tonsillen bei diesem Krankheitsbild hin und zeigt, daß der Gelenkrheumatismus im Gefolge einer Reihe von inneren Erkrankungen auftreten kann. Sein Satz: „Und so dürfte denn die Zeit nicht mehr ferne sein, in der der akute Gelenkrheumatismus als eigene Erkrankung sein wohlverdientes Ende gefunden haben wird“, ist nur insofern unrichtig, als sich die Auffassung Chvosteks erst Jahrzehnte später durchgesetzt hat. Aus dem Jahre 1907 stammen seine Arbeiten über die Frage der oralen Immunisierung. Auch heute noch muß dieser Versuch als eine Pionierarbeit angesehen werden, deren Lösung allerdings bis in die jüngste Zeit noch immer ein Wunschtraum geblieben ist. Die diagnostische Bedeutung

der alimentären Albumosurie im Harn bei ulzerativen Prozessen des Darmes, eine einfache klinische Untersuchungsmethode, ist leider in Vergessenheit geraten.

Das Jahr 1910 ist der Beginn dreier Arbeitsrichtungen, denen Chvostek bis zu seinem Scheiden aus dem akademischen Leben treu geblieben ist. Hier beginnen seine Arbeiten über die Leberpathologie mit seinen Beobachtungen über das häufige Zusammentreffen multipler Xanthome und Ikterus. Sie führen in weiterer Verfolgung zu seiner Auffassung über die Lebercirrhose als Konstitutionskrankheit. In seiner Antrittsvorlesung bei der Uebnahme der IV. Medizinischen Klinik spricht er über das Thema „Konstitution und Blutdrüsen“ und stellt hier zum ersten Male die Konstitution des Kranken bewußt als einen wichtigen Faktor in der Diagnostik und des Verlaufes des Einzelfalles heraus. Die moderne Erbbiologie und -pathologie hat diese Auffassung Chvosteks zu einer neuen Blüte verholfen. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir Chvostek als den Vater dieses verhältnismäßig jungen Wissenszweiges bezeichnen. Allen noch in Erinnerung sind seine grundlegenden Arbeiten über den Morbus Basedowii, die ihren Schlußstein in seiner 1917 erschienenen Monographie fanden. Es ist wohl hier der Platz, an die damals von Chvostek herausgestellten Leitsätze zu erinnern, die auch heute noch Geltung haben und die sich so befruchtend für viele Forscher ausgewirkt haben.

Das wesentlichste Moment für das Zustandekommen des Morbus Basedowii ist die abnorme Körperkonstitution. Der Morbus Basedowii ist ebenso wie die übrigen Erkrankungen der Blutdrüsen keine uniglanduläre Erkrankung. Unzweifelhaft kommt den Veränderungen des Nervensystems ein wesentlicher Einfluß in der Pathogenese dieser Erkrankung zu. Vom Zentralnervensystem kann ebenso wie von der Schilddrüse der Anstoß zum Auftreten dieses Krankheitsbildes ausgehen. Der Morbus Basedowii ist eine seltene Krankheit, die sich von den Thyreoidismen grundlegend unterscheidet. Der wichtigste Behelf in der Therapie des Morbus Basedowii ist ein vernünftiger Arzt, der die Situation, in der sich der Kranke befindet, richtig erfährt und dann ruhig und zielbewußt zu Werke geht. Die Heilung wird durch die Operation manchmal rascher erreicht. Doch schreckt Chvostek die damals noch hohe Mortalität bei diesem Eingriff etwas zurück.

Damit wäre das Bild Chvosteks als Forscher in seinen Grundzügen festgelegt, aber nicht vollständig, wenn man nicht noch zu zwei Auffassungen Stellung nehmen würde, die über Chvostek allenthalben herrschen. Die Lehrmethode Chvosteks, den Medizinern mit den einfachsten Mitteln den Weg zur Diagnose zu zeigen, führte zu der Meinung, daß Chvostek überhaupt die modernen Hilfsmittel der inneren Medizin ablehne. Abgesehen davon, daß seine Klinik die neuesten Apparate benützte, zeigt eine große Reihe von Arbeiten seiner Schüler, die von ihm angeregt wurden, daß dem nicht so ist. Am besten läßt sich aber wohl die Einstellung Chvosteks aus einem Briefe entnehmen, den er mir anlässlich meines Diensttrittes an der Klinik Eppinger schrieb: „Eppinger vertritt eine ganz andere Auffassung in der Medizin als ich. Du wirst vieles bei ihm lernen. Arbeite fleißig, aber vergiß nicht Deines alten Lehrers.“

Bei den überragenden diagnostischen Fähigkeiten Franz Chvosteks war es vielleicht begreiflich, daß man an seinem therapeutischen Können manchmal zweifelte. Für ihn gab es zur richtigen Therapie eben nur den Weg über die richtige Diagnose. War ihm einmal das Krankheitsgeschehen klar, so trat er diesem mit den einfachsten Mitteln entgegen, verurteilte allerdings Medikamente, deren Wirkung am Menschen noch nicht sicher erprobt waren.

Es mag sein, daß in unserer raschlebigen Zeit Franz Chvostek als Forscher bei manchen schon der Vergessenheit anheimgefallen ist. Unvergessen wird aber dieser Mann als Lehrer so lange bleiben, bis sein letzter Hörer selber zu Grabe getragen wird. Wann immer man einen Arzt trifft, der zu den Zeiten in Wien studierte, in denen Chvostek als Lehrer wirkte, dem leuchten die Augen

auf, wenn er sich an die unvergeßlichen Stunden erinnert, an denen er zu den Füßen dieses einmaligen Mannes gesessen ist. Es ist dabei gleichgültig, ob es seine Vorgesungen über innere oder über neurologische Erkrankungen waren, immer fesselte die geniale Einfachheit seiner Gedankengänge und die Klarheit seiner Sprache. Gerade der Umstand, daß Chvostek keinen der demonstrierten Fälle vor der Vorlesung untersuchte, ließ den Mediziner so recht die Arbeit eines Arztes am Krankenbett erkennen. Zum Schrecken seiner Mitarbeiter stieß nicht allzu selten der Lehrer die mühselig und mit den modernsten Untersuchungsmitteln erarbeitete Diagnose um. Nie fand wie dies Hohlbaum auf dem 70. Stiftungsfeste der Burschenschaft Olympia in seiner Festrede ausführte, der Mann mit dem feinsten Ohr und dem goldensten Herzen. Ich will nicht behaupten, daß an Chvostek als Lehrer nicht viele seiner Kollegen heranreichten oder noch heranzuholen. Ich will nur zum Ausdruck bringen, daß die einzigartige Persönlichkeit eben eine einzigartige Lehrmethode besaß, die in ihrer Einmaligkeit mit denen anderer nicht verglichen werden kann.

Bei seinen Fähigkeiten war es begreiflich, daß Chvostek zu den gesuchtesten Konsiliaren seiner Zeit gehörte. Der ganze Balkan strömte zu ihm und viele gekrönte Häupter suchten Rettung in seiner Kunst. Chvosteks Einfluß auf seine Patienten war unglaublich. Fast willenlos nahmen sie seine Ratschläge entgegen und unzweifelhaft sind viele seiner therapeutischen Erfolge seinem persönlichen Einfluß als Arzt zuzuschreiben. Seine diagnostischen Fähigkeiten grenzten für die Kranken ans Wunderbare und ließen sein Vertrauen ins Ungemessene steigen.

Wenn es bisher noch möglich war, objektiv das Leben und Wirken Franz Chvosteks zu schildern, so steht man vor dem Versuche, diesen Mann als Menschen den anderen nahezubringen, vor einer unlösbaren Aufgabe. Der, der Franz Chvostek nur oberflächlich kannte, mag ihn als einen manchmal rauhen Mann in Erinnerung haben. Es war schwer, ihm nahezukommen. Seine rauhe Schale war aber nur der Schutz, den ihm das Leben aufzwingen gegen sein weiches Gemüt. Enttäuschungen an Menschen, die mancher anderer vielleicht leicht genommen hätte, verletzten Franz Chvostek tief in seine Seele hinein und ließen ihn anfangs vielleicht sogar mißtrauisch erscheinen. Einem Manne, dem er aber einmal sein Herz erschlossen hatte, blieb er durch Dick und Dünn ein treuer Freund. Nichts konnte mehr seinen Glauben erschüttern und fast untragbar erschien es ihm, wenn einmal einer aus seinem Freundeskreis versagte. Aber immer wieder fand er auch für ihn eine Entschuldigung und war immer bereit, großmütig zu vergeben.

Chvostek war ein Mann, der die Freuden des Lebens als ein Geschenk hinnahm und sie in vollen Zügen genoß. Er war kein Frauenfeind, er war nur ein Feind des weiblichen Studiums. Er schätzte die Frau so hoch ein, daß er es nicht begreifen konnte, wie die Frau ihre Ureigenschaften der Mannes- und Mutterliebe in den Hintergrund treten lassen könne gegenüber ihren Berufspflichten. Von seinen männlichen Berufskameraden verlangte er, daß diese, und damit ging er führend voraus, sich mit Hintansetzung ihrer Persönlichkeit dem Arzttum verschrieben. Seine Achtung vor dem Weibe verbot es ihm daher, von ihr das gleiche zu verlangen. Chvostek liebte den Wein als Genosse fröhlicher Stunden. Er verachtete seinen Mißbrauch und bezeichnete den als Säuer, der den Alkohol nicht vertrug. Chvostek konnte im Kreise seiner Bundesbrüder zu den fröhlichsten und unermüdlichsten Zechern gehören, überschritt aber niemals die Schranken, die einem Manne einmal gesetzt sind. Chvostek kannte auch die Genüsse des Nikotins. Als er aber seine Gefahren für das Volk richtig sah, stellte er, der Kettenraucher, mit einem Schlage, ohne durch körperliche Beschwerden dazu gezwungen worden zu sein, diesen ihm lieb gewordenen Genuß ein und wurde ein Prediger der Nikotinschäden. Chvostek war ein begeisterter Anhänger der freien Natur. Er war waidgerechter Jäger und Heger. Er war ein Kenner der Kunst und seine Burg ist Zeugnis dafür, mit welcher Liebe er Stück für Stück darin zusammengetragen hat. Chvostek war eine Künstlernatur. Er war ein ausgezeichnete Zeichner und Maler. Er gab an, von Musik nichts zu verstehen. Seine treffende Kritik an Werken der Musik zeigte aber das Gegenteil.

Chvosteks Leben war erfüllt von einer heißen Liebe zu seinem Volke. Als Mitkämpfer Schönerers war er ein eifriger Vorkämpfer der großdeutschen Idee. Sein Weg zu unserer heutigen Weltanschauung war kein leichter. Chvostek mußte sich Schritt für Schritt und immer wieder mit sich kämpfend zum Nationalsozialismus durchringen. Ueber den Anhänger Ludendorffs wurde er bedingungsloser Mitkämpfer unseres Führers. Chvostek, dem eigentlich alle Wünsche, die er heiß erstrebte, in Erfüllung gegangen sind, mußte sterben, ehe er den Sieg unseres Volkes erlebte. Sein Glauben an ihn war unerschütterlich.

So war Franz Chvostek sein ganzes Leben ein Kämpfer für sein Volk und seine geliebte medizinische Wissenschaft. Seine Persönlichkeit ist am treffendsten in einem alten Studentenlied gezeichnet, in dem es heißt: „Wer immer lichterloh, doch nie zu Ende brennt, der bleibt sein Leben lang ein richtiger Student.“

Franz Chvostek fiducit.

E. Risak

Originalabhandlungen

Franz Chvostek und seine Konstitutionslehre

Von Dr. Karl Thums, o. Prof. der Erb- und Rassenhygiene an der Deutschen Karls-Universität zu Prag

Die Gedanken (der Vergangenheit) kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen sich fort; die Zustände gehen unwiederbringlich verloren. (Goethe.)

Wenn man mit Aerzten und Studenten, aber auch mit Laien aus der für ihre medizinische Schule stets so brennend interessierten Wiener Bevölkerung über den großen Kliniker Franz Chvostek sprach und wohl auch heute noch spricht, so wurde bzw. wird das Gespräch neben mancherlei Anekdoten und Legenden, die sich schon seit langer Zeit um seine Gestalt rankten, wie von selbst auf die beiden hervorsteichendsten Seiten seiner überragenden Persönlichkeit gelenkt: auf den genialen Diagnostiker von Welttruf und auf den einzigartigen klinischen Lehrer, dem mehrere Generationen von Studenten in schwärmerischer

Verehrung zugetan waren. Darüber vergaß man und vergißt man nur allzu leicht seine entscheidenden medizinischen Grundanschauungen wie überhaupt den besten Teil seines wissenschaftlichen Lebenswerkes. Selbst in einer der neuesten Schilderungen des medizinischen Wiens, in der sonst mit pietätvoller Treue die Lebens- und Wirkungsbahnen der Sterne aller Größenordnungen der Wiener ärztlichen Schulen verfolgt werden, ist über Chvostek nur zu lesen, daß seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten psychiatrisch-neurologische Themen behandelten und er sich später mit den Störungen der inneren Sekretion beschäftigte. Dabei standen geradezu im Mittelpunkt seines Lehrgebäudes wie seines wissenschaftlichen Forschens und ärztlichen Handelns ein Gedanke, ein Begriff und eine Lehre: seine Konstitutionslehre, die auch heute noch in ihrem wesentlichen Ideengehalt und in vielen Einzelheiten weder veraltet noch überholt ist, deren unwandelbare Bedeutung aber vor allem darin zu erblicken ist, daß sie die Brücke spannte von der klassischen Konstitutionspathologie vergangener Epochen zu der medizinischen Erb- und Konsti-

Wiener Medizinische Wochenschrift

Verlag:

Grüner Hof, Wien III/40, Steingasse 25

Fernruf U-12-2-21

Hauptschriftleiter M. U. Dr. August Ploner

Hauptschriftleitung:

Wien VI/56, Mariahilferstraße 1c. Fernruf B-25-404

Bearbeiter und Leiter des Auslandsteiles:
Primarius Dr. med. habil. Alexander Rottmann

Auslandsleitung:

Wien IX/66, Liechtensteinstraße 32. Fernruf A-14-000

Beauftragte Anzeigen-Verwaltung:

Rosenmair & Co., Seegerstr. 8, 1. Stiege W 62,
Budaörsstraße 7, Ferngespräch 25 14 56

Anzeigenentwurf:

18 Arbeitstage vor Annahme eines jeden Heftes

Für Bulgarien: Assistent Dr. W. Böllhoff, Sofia, Univ.-Prof. Dr. Wladimir N. Markow, Sofia, Univ.-Prof. Dr. St. Wateff, Sofia; für Finnland: Univ.-Prof. Dr. Y. Reenpää und Univ.-Prof. Dr. P. E. A. Nylander, Helsinki; für Griechenland: Univ.-Prof. Dr. A. Aravantinos, Athen; Zbor (Kroatische Ärztegesellschaft) Univ.-Prof. Dr. Vladimir Čepulić und Univ.-Doz. Dr. Nikola Sudić, Zagreb; für Rumänien: Präsident der Ärztekammer Prim. med. Dr. Eugen Sucu, Timisoara, Conf. Dr. Joan Pavel, Bukarest, Univ.-Prof. Dr. Victor Papilian, Univ.-Prof. Dr. Tito Vasilu, Hermannstadt, für die Banater Semmelweis-Ärztegruppe des Bundes deutscher Ärzte in Rumänien: Dr. Fritz Klingler, Timisoara; für die Slowakei: Univ.-Prof. Dr. Konstantin Čársky, Univ.-Prof. Dr. A. J. Chura und Dr. med. Ernst Rosival, Preßburg; für die Tschechoslowakei: Dr. Adolf Eduard Zimpřich, Preßburg; für Spanien: Prof. Dr. F. Jimeno Vidal, Barcelona; für die Türkei: Assistent Dr. M. Dervis Kızıldağ, Istanbul; für Ungarn: Univ.-Prof. Dr. Julius v. Darányi, Präsident des ärztlichen Fortbildungswesens von Ungarn, Professor Dr. Horányi Béla, Budapest

Professor Dr. Franz Chvostek

Mit Professor Dr. Franz Chvostek ist der letzte große innere Kliniker der älteren Wiener Schule dahingegangen. Diese Schule, von Skoda und Bamberger begründet, insbesondere von Neusser zu ihrer höchsten Vollendung erhoben, hat nicht nur das gesamte Gebiet der inneren Medizin, sondern auch die Neurologie in den Kreis ihrer klinischen und wissenschaftlichen Untersuchungen einbezogen, eine Zusammenfassung, welche sich für beide Teilgebiete der Medizin außerordentlich fruchtbar erwiesen hat. Gerade in dieser Zusammenfassung war Chvostek meisterhaft, er war ein ebenso ausgezeichneter Neurologe wie er ein überragender Internist war.

Chvostek wurde am 3. Oktober 1864 als Sohn des bekannten Professors der Neurologie an der Wiener militärärztlichen Akademie Dr. Franz Chvostek geboren. Chvostek senior hat viele wertvolle, neurologische Arbeiten veröffentlicht und hatte in Wien eine ausgedehnte Praxis. Nach ihm ist bekanntlich das Fazialisphänomen bei Tetanie benannt; zweifellos hat der Einfluß des Vaters Liebe und Eignung des Sohnes zur medizinischen Wissenschaft und besonders zur Neurologie maßgebend bestimmt.

Nach Absolvierung des Maria-



Professor Chvostek in der Vorlesung.

hilfer Gymnasiums oblag Chvostek seinen medizinischen Studien in Wien und Jena. Er promovierte 1888, wurde noch bei Bamberger Aspirant, dann Assistent bei Meynerl, unter welchem er eine vorzügliche neurologische Ausbildung erhielt, bei Kahler und Neusser, mit dem ihn eine innige Freundschaft verband und dem er in seiner bei der Enthüllung der Neusser-Gedenktafel in Bad Fischau gehaltenen Gedenkrede ein ergreifendes Denkmal gesetzt hat.

Chvostek wurde 1895 Privatdozent und schon zwei Jahre später außerordentlicher Professor. Nach dem er durch einige Jahre Primararzt am Sophienspital in Wien gewesen war und nach Schröters Tode die verwaiste Klinik suppliert hatte, erhielt er 1911 unter Ernennung zum ordentlichen Professor die IV. Medizinische Klinik, die nach Neussers Tode in die III. Medizinische Klinik umgewandelt wurde. Durch 20 Jahre hat Chvostek als Vorstand dieser Klinik unzählige Schüler zu guten Internisten herangebildet, bis er sich 1931, durch ein Herzleiden behindert, auf seine Kärntner Burg, Groppenstein zurückzog. Er wollte, wie er selbst einmal in einer Ansprache an die Studenten erwähnt hatte, nicht als Kranker noch in der Öffentlichkeit stehen, sondern

wie das edle Hochwild in der Einsamkeit den Tod erwarten.

Chvosteks wissenschaftliche Tätigkeit beginnt (noch an der Klinik Bamberger) mit einer kasuistischen Arbeit über einen Herzklappenfehler. Schon in dieser kurzen Arbeit ist Chvosteks ausgezeichnete Beobachtungsgabe und seine glänzende Untersuchungstechnik zu erkennen, sowie die vornehme Art seiner Diktion. Es folgen eine Reihe ausgezeichneter neurologischer Arbeiten: über ischämische Lähmung, über Tabes, Hydrozephalus, Myelitis, sogar ein psychiatrischer Aufsatz: „Beiträge zur Theorie der Halluzinationen“. Aus dieser Zeit stammen auch einige Arbeiten über respiratorischen Stoffwechsel, über Säureinfektion, über alimentäre Albumosurie sowie die bedeutende Monographie „Über das Wesen der paroxysmalen Hämoglobinurie“; aus dieser Aufzählung geht die Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses von Chvostek hervor. Eine große Tat stellen die Arbeiten über Gelenkrheumatismus dar; in ihnen wird in überzeugender Weise die durch Tierversuche belegte Auffassung vertreten, daß diese Erkrankung keine Infektionskrankheit ist, sondern eine toxische (wir sagen heute allergische) Erkrankung darstellt. In temperamentvoller Weise, auch in harter Polemik, hat Chvostek diesen Standpunkt betont, eine Anschauung, die jetzt allgemein anerkannt ist.

Chvosteks größte Leistung für die medizinische Wissenschaft liegt in seinen vielen Arbeiten über Blutdrüsen und Konstitutionsfragen. Schon 1892 erschien eine kurze Arbeit über alimentäre Glykosurie bei Morbus Basedowi, dann über Symptome von Morbus Basedowi bei Chlorose. Wenig später wurden ausführliche Abhandlungen zur Nebennierenpathologie und über Morbus Addisoni, ferner über Akromegalie, Tetanie, über Myasthenia gravis und Epithelkörperchen veröffentlicht. Von allergrößter Bedeutung sind Chvosteks bahnbrechende Arbeiten über Morbus Basedowi, welche den Zeitraum zwischen 1910 und 1917 einnehmen und in dem im Rahmen der Enzyklopädie der klinischen Medizin erschienenen Buch „Morbus Basedowi und die Hyperthyreosen“ ihre Krönung gefunden haben. In diesem auch heute noch als Standardwerk anzusprechenden Werk entwickelt Chvostek mit überzeugenden Argumenten, daß der Morbus Basedowi keine reine Schilddrüsenerkrankung, sondern eine auf Basis abnormer Konstitution fußende Affektion darstellt, bei welcher alle Blutdrüsen und das Nervensystem maßgebend beteiligt sind. Daß konstitutionellen Faktoren bei der Genese der meisten Blutdrüsenkrankheiten eine große Bedeutung zukommt, hatte Chvostek schon 1911 in seiner Antrittsvorlesung „Blutdrüsen und Konstitutionskrankheiten“ ausgesprochen. In weiteren Arbeiten und in einer Reihe von Fortbildungsvorträgen hat Chvostek die Bedeutung der erbten Anlage, der Konstitution, für viele andere Krankheiten dargelegt, so für das Kropfherz, für die Leberzirrhose, für die Beziehung zwischen Xanthelasma und Ikterus, für die Hämochromatose. Auch in seinem letzten Vortrag „Gibt es Organneurosen?“ sind derartige Anschauungen entwickelt, desgleichen in einem Gastvortrag vor der Medizinischen Gesellschaft in Athen.

Noch einmaliger als in seinen wissenschaftlichen Arbeiten war Chvostek als Lehrer. In seinen Vorlesungen hat er den Krankheitsfall vor den Hörern mit so einfachen und klaren Strichen dargelegt und dabei den Vortrag so lebendig gestaltet, daß der Student am Ende glaubte, die Diagnose selbst gestellt zu haben. Man konnte sagen, daß Chvostek in der Vorlesung fast an jedem Falle die interne Diagnostik neu entdeckt hat. Insbesondere seine Vorlesungen über Herzkrankheiten und seine neurologischen Vorlesungen waren jedesmal auch für den Erfahrenen ein Erlebnis. Nicht nur die Studenten füllten den Hörsaal bis auf den letzten Platz, häufig wohnten auch Ärzte aus der Praxis der Vorlesung bei und nicht selten kamen Kliniker von auswärts, um aus Chvosteks Vorlesung Anregung für ihren Vortrag zu gewinnen. Es waren nicht nur Kliniker aus Deutschland, ich erinnere mich,

daß auch Kliniker aus Holland, Schweden und Rumänien Chvostek ersuchten, seine Vorlesungen besuchen zu dürfen; sogar der berühmte Berliner Kliniker von Bergmann wollte einmal als Gast in Chvosteks Vorlesung.

Chvostek war ein Gegner des Frauenstudiums. An der Klinik war niemals eine Ärztin beschäftigt und nach dem Weltkrieg durfte keine Medizinerin den Hörsaal betreten. Durch ein Übereinkommen der Studentenorganisationen wurde dieser Wunsch Chvosteks von den Medizinerinnen geachtet, um ihren männlichen Kollegen den Genuß der Chvostekschen Vorlesung zu ermöglichen. Chvostek war ein außerordentlich milder Prüfer. In den letzten 10 Jahren seiner klinischen Tätigkeit hat er keinen Studenten fallen gelassen, sein ärgster Vorwurf war: „Ich lasse Sie durch, aber werden Sie Zahnarzt!“. Viele Studenten holten sich bei Chvostek persönlichen Rat, oft gewährte er ihnen nicht nur Rat, sondern auch wirksame Unterstützung.

Als außerordentlicher Lehrer zeigte sich Chvostek nicht nur in der Vorlesung, sondern auch bei der klinischen Visite. Gerade hier erwies er sich als der ärztliche Künstler, der verblüffende Diagnostiker. Hier zeigte sich Chvosteks Kunst in der „Blickdiagnose“, die Kunst, aus dem allgemeinen Eindruck des Kranken, insbesondere seines Gesichtes, aber auch aus einzelnen mit dem Auge oder mit dem tastenden Finger festzustellenden Symptomen die Krankheit zu erkennen. Diese Kunst der Diagnostik hat Chvostek auch seinen großen Ruf in der Praxis gebracht und eine große Reihe auswärtiger Konsilien. Wenn Chvostek gelegentlich vorgeworfen wurde, er sei ein therapeutischer Nihilist, so geschah dies zu Unrecht; er war bloß ein Feind der Polypragmasie und verordnete nur die unbedingt notwendig therapeutischen Maßnahmen.

Chvostek war seit seiner frühesten Jugend großdeutsch eingestellt, als Mitglied der Burschenschaft Olympia und Anhänger Schönerers kämpfte er schon als Junger gegen den österreichischen Kleinpatriotismus. Nach dem Weltkrieg schloß er sich zunächst Ludendorffs-Bewegung an und war einer der ersten Germanengläubigen. Seine Klinik hieß schon in den Zwanzigerjahren die „Hakenkreuzerklinik“. So ist auch für ihn das Großdeutsche Reich die Erfüllung seines Lebenskampfes geworden.

Neben der Medizin und der Politik hatte Chvostek besonderes Interesse für die Malerei. Er besuchte fast jede Kunstausstellung, hatte vernichtende Kritik für die mit Recht als „entartete Kunst“ bezeichnete Weise der Pinselführung; er besaß eine sehr gute Sammlung von Bildern älterer Wiener Meister, auch eine wertvolle Sammlung Altwiener Porzellan und schöner Teppiche. An Ölbildern interessierte ihn besonders die Art, wie der Künstler grelles Sonnenlicht zu malen verstand; er äußerte oft, daß kaum ein Maler grelles Sonnenlicht wirklich überzeugend darzustellen wisse. Chvostek war selbst ein glänzender Zeichner und hat auch gute Ölbilder gemalt. Nach seinem Abgang von der Klinik hat er sich intensiv mit Glasmalerei beschäftigt. Chvostek hatte noch eine Liebhabelei: Die Landwirtschaft, insbesondere den Obstbau. In seinem großen Sieveringer Garten betreute er die Bäume fast allein. Bei seiner großen Tierliebe, insbesondere zu den Hunden, waren ihm Tierversuche an seiner Klinik unerwünscht. Für Musik, insbesondere für die sogenannte moderne Musik, hatte Chvostek nicht viel übrig, doch lernte er selbst in seinen letzten Lebensjahren noch das Trompetenblasen.

Chvostek blieb lange Zeit ledig, hatte aber großen Familiensinn und seine Geschwister rühmten seine Liebe und Güte. Spät vermählte er sich, seine Gattin hat ihm seine letzten Lebensjahre verschönt und ihn aufopfernd gepflegt.

So rundet sich die Betrachtung von Chvosteks Lebensbild als dem eines hervorragenden Forschers, eines großen Arztes, eines überragenden Lehrers, eines grundgütigen Menschen. Seine Patienten haben ihn geliebt, seine Studenten ihn verehrt, seinen Schülern wird er für ihr ganzes Leben leuchtendes Vorbild sein. Fiducit!

H. Kahler, Wien.

Schlüsseldokumente zu Konrad Eberle

Anhang, Seite 167-168

Schreiben der NSDAP, Gauleitung Wien, Gauamt für Volksgesundheit an den Kreisleiter des Kreises IV, Bereichsleiter Dörfler, Wien, 13.07.1943.

(Quelle: WStLA, 2.7.1.4.A1 Gauakten, Akt 76.960)

Anhang, Seite 169-170

Schreiben von Konrad Eberle an den Kreisleiter, 15.09.1942.

(Quelle: WStLA, 2.7.1.4.A1 Gauakten, Akt 76.960)

NATIONALSOZIALISTISCHE DEUTSCHE ARBEITER-PARTEI

GAULEITUNG WIEN

Z.-tv. Bw.

Gauleiter für
Volkesundheit

An den

Kreisleiter des Kreises IV,
Bereichsleiter D ü r f l e r,
W i e n 10.,
Laxenburgerstraße 8-10

Mein Zeichen: Vgs/55/Sch.

Ihr Zeichen: XIV/Kreisleiter H.N., den

13. Juli 1943

Unterschiedsbeurteilungskategorie:

Perceptrischer H.N. Weiburgg. 10-12
8-34-5-28

Empfänger: Dr. Konrad E b e r l e,
Wien IV., Wiedner Hauptstraße 15.

76960

Lieber Parteigenosse D ü r f l e r !

Sie haben mir seinerzeit die Abschrift eines Briefes des Dr. Konrad E b e r l e zur Überprüfung übersendet. Ich hatte in der Folge den Dr. Eberle vorgeladen, der in Begleitung eines goldenen Ehrenzeichenträgers, des Pg. Ewald K l o s e r, Wien 4., Favoritenstraße 12 wohnhaft, erschien. Auf meine Frage, welche Unterlagen Dr. Eberle für seine schweren Anschuldigungen gegen Dr. Arnold M e i e r (jüdische Abstammung seiner Frau und Zeugung eines Mischlings nach dem Umbruch) besitze, konnte Dr. Eberle keinerlei Unterlagen beibringen, sondern lediglich auf den von ihm mitgebrachten Ehrenzeichenträger als Zeugen für diese Behauptungen verweisen. Ich richtete an Pg. Kloser ebenfalls die Frage nach stichhaltigen Angaben. Auch er konnte keine erbringen und begnügte sich auf ein allgemeines Gerede in der angeführten Richtung, u. a. auf Äußerungen des Hausbesorgers des Krankenhauses, dem Dr. Eberle seinerzeit vorstand. Ich habe damals sowohl Pg. Kloser wie Dr. Eberle darauf verwiesen, daß es mir unverantwortlich erscheine, so schwerwiegende Behauptungen ohne entsprechende Unterlagen weiter zu verbreiten und an Parteistellen weiterzuleiten. Ich habe auch gleichzeitig erklärt, daß ich von Seiten des Gauleiters Nachforschungen betreiben werde. Die von mir eingeleiteten Erhebungen können Sie

einerseits aus der beiliegenden Abschrift des Reichssippenamtes entnehmen, andererseits aus der Mitteilung des Zentralmeldeamtes, daß keine Kinder des Dr. Arnulf Meier gemeldet sind. Mehr konnte meinerseits nicht festgestellt werden

Heil Hitler!
Der Gauamtsleiter i.V.:



Timmel

(Dr. Timmel)

Anlage

KINDERKRANKENHAUS
PRIMARIUS DR. KONR. EBERLE

~~Wohnung des Favoritner Kinderkrankenhauses~~
~~Wohnung und Ordination:~~
Wien, IV. Bez., Wiedner Hauptstrasse 16
Telefon U 46.5-15 - Postcheckkonto D 171.192

Wien, am 15. September 1941

Herr Kreisleiter !

In meinem Kampfe um mein Recht erlaube ich mir nochmals bei Ihnen vorstellig zu werden.

Mit heutigen Tage teile ich Ihnen mit, das Herr Dr. Meier, der am 15. Juli 1941 von der Leitung des Hauptgesundheitsamtes der Stadt Wien an meine Stelle im Favoritner Kinderkrankenhaus gesetzt wurde, mit einer Volljüdin verheiratet ist und von dieser ein Kind hat. Diese Ehe ist bis heute nicht geschieden, ich bitte Sie, Herr Kreisleiter diese Mitteilung zur Kenntnis zu nehmen und zu überprüfen. Zeugen für obige Angaben sind zur Verfügung.

Nach der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reiche ist ein Gesetz zur Bereinigung des österreichischen Berufsbeamtentums heraus. Dieses Gesetzes hat die Leitung des Hauptgesundheitsamtes der Stadt Wien durch die Bestellung Dr. Meiers an meine Stelle "ins Gesicht geschlagen" und damit nicht nur ein Unrecht an mir begangen.

Bis zum heutigen Tage ist die von mir gerichtlich geklagte Gemeindeverwaltung nicht in der Lage mir irgend etwas für die Leitung des Favoritner Kinderkrankenhauses Nachteiliges vorzuhalten. Es sind irgend welche Verleumdungen, die man gegen mich ins Feld führen will, die man sich aber nicht getraut mir offen ins Gesicht zu sagen. Man will es mir übel nehmen, dass ich einmal einer katholischen Studentenverbindung angehörte. Niemand ist aber in der Lage mir zu beweisen, dass ich mich nicht immer als aufrichten Deutschen bekannte. Und, Herr Kreisleiter, entscheiden Sie in der Sache Dr. Meier: Hier ist kein Bekenntnis zum Betschum vorhanden oder wenigstens nur so weit, als es damit einen Vorteil verbindet.

Herr Kreisleiter, das Bekanntwerden dieser Ehe hat in Ärztekreisen und auch in der Bevölkerung, soweit sie mit dieser Sache vertraut ist, Aufsehen erregt und hat auch mich veranlasst jeden Ausgleichsversuch abzulehnen. Ich kämpfe nun um mein Recht weiter, bis ich es erlangt habe.

Herr Kreisleiter, ich bitte Sie, als meine, für die zur Debatte stehende Spitalangelegenheit, zuständige Parteistelle, mich in meinem Kampfe um mein Recht zu unterstützen. Ihre verschiedenen Mitarbeiter in der Kreisleitung IV kennen mich und wissen auch um meine Arbeiten und meine Bestrebungen in diesem Kinderkrankenhaus. Ich will in diesem von mir ausgebauten Kinderkrankenhaus weiter arbeiten und sehe in der noch weiteren Ausgestaltung dieses Kinderkrankenhauses mein Lebensziel.

Im Verlaufe des Prozesses, den ich mit der Gemeindeverwaltung nun schon mehr als ein Jahr führe, ist bisher schon eindeutig klar gelegt, daß die Leitung des Hauptgesundheitsamtes im Unrecht ist. Sie war nicht instand, nach zweimaliger gerichtlicher Aufforderung, sogenannte Gutachten gegen mich vorzulegen. In weiteren Prozeßverläufe versuchte man mich durch Herbeiführung von "Sachverständigen Leuten" einzuschüchtern, als dies auch nicht zum Ziele führte, begann man die Zuständigkeit des Gerichtes anzufechten und als auch dies nicht fruchtete und das Landgericht Wien der Gemeindeverwaltung zweimal den Rat gab, die Sache mit mir in guten zu bereinigen, lud man mich ein Vorschläge zu machen, um sie dann wieder abzulehnen.

Es ist nun sicher nicht mehr an mir noch einen Ausgleich zu versuchen, sondern um eben mein Recht auf jeden Fall durchzusetzen. Ich habe mich bisher immer ehrlich durchgeschlagen und gearbeitet und auch stets für die Allgemeinheit, durch den Ausbau des Favoritner Kinderkrankenhauses geleistet, aber mit einer Jüdin war ich noch nie verheiratet, ich glaube, daß sich die Leitung des Hauptgesundheitsamtes in dieser Sache, abgesehen von dem ganz großen Unrecht, das sie an mir begangen hat, zu mindesten eines schweren Fehlers vor dem Gesetze schuldig gemacht hat. Eine Stelle, wie das Hauptgesundheitsamt der Stadt Wien, sollte von diesen Dingen wissen.

Als deutscher Volksgenosse ersuche ich Sie, Herr Kreisleiter, mir auch von Seiten der Partei, in dieser Sache Hilfe angedeihen zu lassen, ich und mein Rechtsamt sind stets gerne bereit Ihnen die bisherigen Akte zur Information vorzulegen.

Heil Hitler !
Dr. Konrad Eberle

Schlüsseldokumente zu Richard Seefelder

Anhang, Seite 172-174

Karteikarten von Richard Seefelder.

(Quelle: BArch, SS-Führerpersonalakt, SS O 128 B)

Anhang, Seite 175

Antwortschreiben des SS-Abschnittes XXXVI, 03.03.1939.

(Quelle: BArch, SS-Führerpersonalakt, SS O 128 B)

Anhang, Seite 176

Abschrift SS-Abschnitt XXXVI an den SS-B. Seefelder Richard, 08.11.1938.

(Quelle: BArch, SS-Führerpersonalakt, SS O 128 B)

Anhang, Seite 177

Gaugericht Tirol-Vorarlberg Beschluss der Aufnahme Seefelder, 01.10.1940.

(Quelle: BArch, SS-Führerpersonalakt, SS O 128 B)

Selbsterklä. Rich. SS 0128 - B

57.11.1935

Dienstgrad	Bef. Dat.	Dienststellung	von	bis	h. amtl.
O'Stuf.	30.4.39	F. i. San. Abt. XXVI	30.4.39-		
O'Stuf.					
Hpt'Stuf.					
Stubaf.					
O'Stubaf.					
Staf.					
Oberf.					
Brif.					
Gruf.					
O'Gruf.					

Eintritt in die ff: 29.3.38.		323773	
Eintritt in die Partei: 1.4.33.		17.5.35	
Dr. Richard Seefelder			
Größe: 168.		Geburtsort: Rottbach.	
Anschrift und Telefon:			

ff-Z.A.	Julleuchter	X
Winkelträger	SA-Sportabzeichen	
Coburger Abzeichen	Olympia	
Blutorden	Reitersportabzeichen	
Gold. HJ-Abzeichen	Fahrabzeichen	
Gold. Parteiabzeichen	Reichssportabzeichen	
Gauehrenzeichen	D.L.R.G.	
Totenkopfring	ff-Leistungsabzeichen	
Elvenden		

Beruf:	erlernt	Arzt.	jetzt	Professor
Arbeitgeber:	Max. Janssen			
Volksschule	4CL	Höhere Schule	Rbi.	
Fach- od. Gew.-Schule		Technikum		
Handelschule		Hochschule	17.5.35	
Fachrichtung: med.		St. Fr. 33		
Sprachen:				
Führerschein: K1 III				
Ahnenname:		Lebensbahn:		

Familienstand: v.h.		17.10.01.	
Ehefrau: Wally Gebhardt 5.30.80		Wilhelmsaven	
Mädchenname		Geburtsort und -ort	
Parteiangehörigkeit:		Tätigkeit in Partei: NSV.	
Religion: Kath.			
Kinder:	m.	w.	
1.	4.	1.2.7.03	4.
2.	5.	2.10.5.09	5.
3.	6.	3.	6.
Nationalpol. Erziehungsanstalt für Kinder:			

Freikorps:	von	bis	Alte Armee: 5.12.96. - 31.3.97. 2849.	Auslandstätigkeit:
Stahlhelm:			Front: 14. - 18. September 1918.	Einbürgerung aus:
Jugend:			Dienstgrad: <i>Unteroffizier</i>	Deutsche Kolonien:
HJ:			Gefangenschaft:	
SA:			Orden und Ehrenzeichen: <i>SA-Blutorden, SA-Blutorden, SA-Blutorden</i>	Besond. apert. Leistungen:
SA-Res.:			Verw.-Abzeichen: <i>SA-Waffe</i>	
NSKK:			Kriegsbeschädigt o/o:	
NSFK:				
Ordensbureau:				
Arbeitsdienst:				
H-Schulen:	von	bis	Reichswehr:	Ausländische:
Tölz:			Polizei:	
Braunschweig:			Dienstgrad:	
Berne:			Reichswehr:	Seitig:
Forst:			Dienstgrad:	
Bernau:				
Dachau:				

14. 5. 13
Abschrift.

H-Abschnitt XXXVI
VI Az 18 b/8.XI.38.

Innsbruck, 8. XI. 1938.

An den

H-B. Seefelder Richard, H-San. Abt. XXXVI.

Ich befördere Sie zum Staffel-Oberscharführer.

Tag der Beförderung ist der 9. XI. 1938.

Der Führer des H-Abschnitts XXXVI:

gez. Feil

H-Oberführer.

F.d.R.:

M. Meyer
H-Uscha.

Maximilianstraße 7/II

711/2 1/10

1. Oktober 1933

Sehr geehrter Herr Dr. Richard

—

—

Vorschlag:

Das Kreisamt Innsbruck der NSDAP. beantragt im Einvernehmen mit dem Kreisleiter die Aufnahme des Stefan I. L. Dr. Richard, geboren am 17.1.1877 in Schallbach, N. Bayern, Universitäts-Professor und Vorstand der Augenklinik, Wohnhaft in Innsbruck, Anichatsstraße 36, Antragsteller, in die NSDAP. (Mitgliedsnummer 1.619.827)

Angaben:

Antragsteller hat unter dem 10.6.1933 bei der Ortsgruppe Innsbruck, Innere St. St. Erlaubung zum Austritt. Das Abklingen erfolgte wurde über Auftrag des obersten Parteigerichtes mit folgendem Abkündungsvermerk eingeleitet:

"Ist hier erliegenden Aufzeichnungen der ehemaligen Landesleitung Österreich der NSDAP. in Linz, ist der Antragsteller am 1.6.1933 bei der Ortsgruppe Innsbruck unter der Mitgliedsnummer 1.619.827 der NSDAP. beigetreten. Mitgliedsnummer wegen Parteiverbot noch nicht vergeben. Gehörte der Freimaurerloge (Metary-Club) an."

Im Personalfragebogen kann der Antragsteller auf einen Parteibei-
tritt im April 1933 verweisen und gibt an, wegen illegaler T.-Be-
tätigung eine Vorschreibung des Sicherheitsdirektors von Innsbruck
über 3.450.- erhalten zu haben. Außerdem verweist Antragsteller
auf eine Hausdurchsuchung im Jahre 1933. Als weitere Verdienste
führt Antragsteller mögliche Förderung von Studierenden, die der

Recht, angehört, durch zeitweilige Selbstprüfung, beschleunigte Erlaubung zu Prüfungen u.s.w. an. Die Angaben des Antragstellers erscheinen bestätigt. Die Aufnahme des Antragstellers wurde von Ortsgruppen- und Kreisleiter befürwortet. Bei den vorliegenden Fortschritten des Antragstellers für die Partei, die an sich die Voraussetzungen zur Aufnahme bilden, ist nur zu prüfen, ob die Zugehörigkeit zum Rotary-Club diese Aufnahme verhindert oder nicht. Nach den derzeit bestehenden Bestimmungen ist die Zugehörigkeit zum Rotary-Club kein Hindernis für die Aufnahme, da lediglich die Zugehörigkeit zur Partei und Rotary-Club verboten ist.

Der Rotary-Club hat sich in Österreich jedoch mit dem Unbruch freiwillig aufgelöst und ist daher eine Doppelmemberschaft nicht gegeben. Bei dieser Sachlage war die Aufnahme des Antragstellers zu beantragen.

Der Vorsitzende:

1. Stellvertreter:

2. Stellvertreter:

Gen. Dr. ...

Gen. Dr. ...

Gen. Dr. ...

- Verteiler:
- 1.) Ortsgruppe Innsbruck, Innere Stadt,
 - 2.) Kreisleiter, Kreispersonalleiter, Kreisgruppenleiter,
 - 3.) Der Gruppenpersonalleiter,
 - 4.) Der Gruppenleiter mit Personalangelegenheiten u. d. m.,
 - 5.) Obergericht Tirol-Vlg., Innsbruck, zur Akte 213/39,
 - 6.) Mitgliedschaftsamt,
 - 7.) Oberstes Parteigericht zur Akte 11/435/39,
 - 8.) zur Akte.

Für die Richtigkeit der Ausfertigung:

Dienstamtliche Befähigung

7. Dez. 1940



Der Leiter der ...
des ...

[Handwritten signature]



[Handwritten signature]

Schlüsseldokumente zu Robert Lach

Anhang, Seite 179-180

Schreiben von Robert Lach an Erich H. Müller, Berlin, 24.08.1933.

(Quelle: ONB, Musiksammlung, Lach Robert)

Anhang, Seite 181-182

Schreiben von Robert Lach an Erich H. Müller, Berlin, 04.10.1933.

(Quelle: ONB, Musiksammlung, Lach Robert)

Anhang, Seite 183-184

Zeitungsartikel „Eine Gefahr für das Wiener Musikleben. Robert Lach zum Nachfolger Gudio Adlers vorgeschlagen.“

(Quelle: Der Tag, Jg. 6, Nr. 1540, 16.03.1927)

Anhang, Seite 185-186

Abschrift für das Gaupersonalamt, Politische Beurteilung Robert Lachs, 30.06.1942.

(Quelle: ÖStA, AdR, BMI, Gauakt, Akt 29.651 [Robert Lach])

Anhang, Seite 187

Zeitungsausschnitt „Professor Lach 70 Jahre alt“, 29.01.1944.

(Quelle: ÖStA, AdR, BMI, Gauakt, Akt 29.651 [Robert Lach])

Mariastein, am 24. August 1933.

Hochverehrter, lieber Freund und Kollege!

Vor einigen Tagen erhielt ich fast gleichzeitig von meinem lieben alten Freund Junk und von der Redaktion der "Deutschen Musik" ein Heft zugeschickt, in dem in überaus gütiger Weise meiner Wenigkeit eine unendlich wohlwollende und lebenswürdige Besprechung gewidmet ist. Da ich weiß, daß ich dies natürlich einzig und allein Ihrer freundlichen Gesinnung für mich zu verdanken habe, so ist es mir natürlich ein Herzensbedürfnis, Ihnen aus tiefster und wärmster Seele auf das Innigste für diesen neuen Beweis Ihrer Freundschaft zu danken. Es ist mir unendlich leid, daß wir jetzt durch Ihre Abwesenheit und anderweitige Inanspruchnahme so ganz aus dem regelmäßigen schriftlichen Verkehr, in dem wir in früheren Jahren mit einander standen, gekommen sind. Umso rührender und lieber aber ist es, daß Sie trotzdem Ihre alten Freunde nicht vergessen haben und in so unendlich gütiger, freundschaftlicher Weise Ihrer gedenken. Was mir unsere gegenwärtige Korrespondenzunterbrechung bedeutend leichter erträglich erscheinen läßt, ist der Gedanke, daß Gottlob und Dank durch die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland, die daselbst die bisherige Macht des Judentums gebrochen haben und dem Arierturn wieder zur Geltung verhelfen, auch für Sie andere, günstigere Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen geschaffen sein müssen und so der Boden geschaffen ist, wo auch Sie die Ihren Können und Wissen entsprechende Stellung finden werden oder vielleicht schon gefunden haben. Leid ist mir nur unendlich, daß ich infolge der Unterbrechung unserer früher nie abgerissenen Korrespondenz jetzt gar nichts mehr von Ihnen erfahre: wie es Ihnen und Ihrer reizenden, lieben Frau Gemahlin geht, was Sie machen und vor allem, ob Sie mit Ihrem gegenwärtigen Wirkungskreise eine ~~so~~ voll und ganz befriedigende Tätigkeit gefunden haben. Daß diese Tätigkeit eine ungemein verdienstliche und wertvolle ist, ersehe ich aus Ihrer Zeitschrift. Denn es ist eine unsägliche Wohltat, nunmehr endlich eine Zeitschrift zu wissen und zu haben, wo das jüdische Gesindel mit seiner Verfälschung aller Kulturwerte nichts zu reden hat und wir Arier wieder zu Worte

kommen. Und bei dem gegenwärtigen Regime in Deutschland (Gott segne es!) werden Sie mit Ihrer Zeitschrift gewiß auch Verbindungen mit den politisch maßgebenden Persönlichkeiten und Instanzen anknüpfen oder schon angeknüpft haben, die für Sie persönlich wie auch für die gesamte deutsche Kunst von höchster, segensbringender Wichtigkeit sein dürften. Jedenfalls ist es ein Glück und eine Freude, zu sehen, wie sich die Verhältnisse jetzt plötzlich geändert haben. Wer hätte vor drei Jahren zu hoffen gewagt, daß die Macht des Judentums so plötzlich und schnell gebrochen werden würde, wie dies Gottlob jetzt wenigstens in Deutschland (leider nur in Deutschland allein! Von dem armen Österreich ganz zu schweigen, das noch in jeder Hinsicht verraten und verkauft ist!) der Fall ist! Aber Gott gebe, daß Deutschland auch hier wie in allem Andern der Kulturwelt als leuchtendes Beispiel vorangeht und der Welt ein neues Morgenrot, einen neuen leuchtenden Tag bringen wird.

Wie geht es Ihnen und der verehrten Frau Gemahlin körperlich? Als Sie mir das Letztmal schrieben, sagten Sie, sie sei leidend. Hoffentlich ist sie schon wieder ganz hergestellt? Jedenfalls bitte ich Sie, ihr meinen ergebensten Handkuss und von meiner Frau die besten Empfehlungen übermitteln zu wollen.

Zum Schlusse noch eine Frage! Bitte, wissen Sie nicht, was es mit meinem Brahmsaufsatz ist? Wird er denn nie erscheinen? Wie ich aus der Verlagsankündigung der 3. Symphonie Richters sehe, existiert der Verlag Simrock ja doch noch? Also war die ganze Insolvenzklärung wohl ein Manöver, übermäßige Schulden los zu werden? Aber wie steht es jetzt mit den Beiträgen zu dem Hefte? Gerade jetzt, in dem Brahmsjahre, wäre doch Gelegenheit gewesen, meinen Brahmsaufsatz erscheinen zu lassen! Könnte ich nicht durch Sie Näheres über den Stand der ganzen Angelegenheit erfahren? Im Vorhinein herzlichsten Dank! Und nochmals nun allerherzlichsten Dank für Ihren lieben Freundesdienst und allerbeste Wünsche für Ihr menschliches wie wissenschaftliches Wohlergehen von Ihrem alten, treuen, dankbarst ergebenen Freunde und Kollegen

Robert Lay

Von meiner Frau an Sie und Frau Gemahlin die herzlichsten Empfehlungen.

Wien, am 4. Oktober 1933.

Hochverehrter, lieber Freund!

Soeben finde ich, von unserem Landaufenthalte nachhause gekommen, Ihren lieben Brief vom 15. September vor und beeile mich, Ihnen für denselben auf das Herzlichste und Innigste zu danken und Sie um gütige Entschuldigung zu bitten, daß er bis heute unbeantwortet blieb. Der Grund von dieser Verzögerung liegt darin, daß wir ursprünglich die Absicht gehabt hatten, schon am 23. nach Wien zurückzukehren und ich deshalb an das zuständige Postamt geschrieben hatte, uns vom 16. September ab die Post nicht mehr an die Landadresse nachzuschicken. Wegen der dann eingetretenen herrlichen Witterung entschlossen wir uns dann aber doch, noch zu bleiben, und da wir dachten, höchstens eine Woche noch zu bleiben, dachte ich, die Post erst nach unserer Rückkunft zu beheben. Gestern ^{abends} nun zurückgekehrt, öffnete ich die heute auf der Post abgeholten Briefe und finde als ersten Ihren lieben vor, der zudem noch von mir baldige Antwort erwartete. Bitte also viel tausendmal um Verzeihung, daß ich erst jetzt Ihnen meinen allerherzlichsten und innigsten Dank für Ihre so liebe, echt freundschaftliche Fürsorge für mich und meine Arbeiten zum Ausdruck bringen kann. Es ist unendlich lieb von Ihnen, daß Sie immer wieder an mich als Komponisten denken und mir Gelegenheit zu verschaffen bemüht sind, zu Gehör zu kommen. Durch die Verspätung meiner Antwort ist nun natürlich die Sache ja bereits erledigt. Zu meinem Troste muß ich mir übrigens sagen, daß, auch wenn ich rechtzeitig zurückgekommen wäre, ich doch nicht von Ihrer lieben Einladung hätte Gebrauch machen können. Ich habe nämlich von keinem meiner Orchesterwerke das Material. Ich hätte daher unmöglich in der kurzen Frist von ein paar Tagen das Material frisch schreiben lassen können. Und so bitte ich Sie also vielmal um Verzeihung, daß ich leider von Ihrer Güte keinen Gebrauch machen kann. Ebenso muß ich Ihnen leider auch wegen des 2. Punktes, des Aufsatzes "Rassenproblem", negative Auskunft geben. Ich besaß von diesem Vortrag, von dem übrigens nur ein Auszug (nicht der ganze Vortrag in extenso) in den Mitteilungen der Gesellschaft für Osten und Orient gedruckt worden ist, nie ein Separatum. Und die Zeitschrift selbst ist ein dicker Band, den ich

F 50 IMBA 389

nicht besitze, sondern der nur in den öffentlichen Bibliotheken vorhanden ist. So kann ich bei bestem Willen Ihnen leider nichts schicken.

Herzlichsten Glückwunsch zu dem Erscheinen der Händelbriefe. Und ebenso herzlichsten und innigsten Glückwunsch zu den "Liebesbreifen", sowie allerherzlichsten und innigsten Dank für Ihre gütige Absicht, mir das Werk zu widmen. Aber bitte, tun Sie dies nicht! U. zw. aus einem praktischen Grunde: Ich kann viel ungenierter und unbefangener für Sie eintreten, wenn unsere Freundschaft nicht so öffentlich dokumentiert ist, als wenn die gewissen Leute schreien können: Aha, er setzt sich für ihn ein, weil er von ihm eine Widmung gekriegt hat! Ich nehme also Ihre liebe Absicht für die Tat und danke Ihnen innigst für Ihre liebe, gute, echt freundschaftliche Gesinnung. Aber aus Versichtsgründen sehen Sie, bitte, davon ab!

Die trostlosen Verhältnisse hier kennen Sie ja aus den Zeitungen! Gebe Gott, daß bald eine Änderung in Ihrem Sinne eintreten möge! Ich freue mich nur, daß Gottlob Sie in Deutschland jetzt das Glück haben, einen so wundervollen Frühling erleben zu dürfen und selbst dabei voll und ganz mitwirken zu können. Gebe Gott, daß auch für uns armen Österreicher dieser Kehrbesen und diese Säuberung käme! Vorläufig blüht hier die jüdische Korruption stärker als je! Jetzt kriegen wir auch noch die ausgewanderten Juden Deutschlands herein! Gebe Gott, daß Ihre Prophezeiung Recht behalte! Ich habe schon jeden Hoffnung und jeden Lebensmut verloren!

Hoffentlich kommen Sie wieder einmal nach Wien, damit wir auch wegen der Habilitationssache reden können. Schriftlich läßt sich das riesig schwer erledigen. Auch brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß unter dem jetzigen Regime vorläufig nicht daran zu denken ist. Übrigens glaube ich, haben Sie ja jetzt einen viel besseren Wirkungskreis und viel mehr Aussichten auf Erfolg, als Sie ihn hier in diesen armen, unglücklichen Lande finden können. Aber wie gesagt, das alles hoffentlich bald mündlich! Nochmals innigsten Dank und allerherzlichste Grüße von Ihrem in alter Freundschaft treuestens und aufrichtigst ergebensten Freunde

Robert Lutz

Handkuß an die hochverehrte Frau Gemahlin! Von meiner Frau ihr und Ihnen alles Gute und Schöne! Heil Hitler!

Akademische Freiheiten?

Am der Gasse, die durch den Namen eines Philippius und Pestalozzi geht, wird, spielen sich jetzt alltäglich Szenen ab, die weder der Stadt Wien, noch einer freigeistlichen Studentenschaft zur Ehre gereichen. Eine winzige Minorität von Studierenden der Welthandels-hochschule, um die Gefolgschaft der reaktionären Studenten der Technik, der Hochschule für Bodenkultur, der Universität und sonstiger nichtakademischer Fakultäten vermehrt, leistet sich den Luxus, das Schulhaus in Unruhe zu versetzen, den Unterricht zu stören, die Arbeitswilligen um ihr Semester zu bringen, Ausländer und „Freundtsche“ zu bedrohen. Ja, sie schreien nicht zurück, den Rektor, der als Organ der Verwaltung mit der Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung betraut ist, persönlich und tätlich zu bedrohen. Ein einziger Mann, der noch dazu in dieser Schule, deren Absolvent er vor Jahren war, nichts zu suchen hat, zwingt zur täglichen Mobilisierung der Polizei, um wenigstens an den Toren der Hochschule halbwegs den gesicherten Zugang aufrecht zu erhalten. Ein Respekt für das, was einst Hochschulautonomie und akademische Freiheit war, hat den Rektor bisher abgehalten, die Organe der öffentlichen Ordnung in die Gänge- und Schulräume zu befehlen.

Über der drohende Charakter der Situation, die Störung des Studienbetriebes und die Unfähigkeit der Mehrheit der arbeitswilligen Studentenschaft, gegen die über die bisherigen Maßnahmen der Hochschulverwaltung hinauszugehen. Mit aller Deutlichkeit hat er den, die es angeht, erklärt, daß er entschlossen sei, den Hochschulbetrieb unter allen Umständen aufrechtzuerhalten und sei es auch um den Preis der sogenannten Autonomie und der akademischen Freiheit. „Die Respektierung des akademischen Lebens“ — dies seine Worte — „von seinen der Polizei sehr eben voraus, daß die akademische Würde vom seit der akademischen Bürger respektiert wird.“

Die Störungen der akademischen und außerakademischen Jugend, Nabalust und bössliche Verleumdung setzen diesmal etwas auf das Spiel, was einst als hohes Ziel der Freiheit geltend wurde. Die Verhinderung der politischen Organisationsorgane vom Hochschulboden, das war vor noch nicht allzu langer Zeiten eine Errungenschaft, die gleich geteilt wurde mit Freiheit und Befreiung. Über die Zeiten haben sich geändert, studentischer Idealismus und Freiheitstrieb ist zu den Universitäten Indiens und Chinas entflohen. In den Kulturländern unseres alten Kontinents sind die Universitäten der bürgerlichen Jugend zum Ort der Reaktion geworden. Hochschulautonomie bedeutet nicht mehr, wie einst, das Symbol für das Streben nach Unabhängigkeit, für die Nichtunterwerfung staatlicher, kirchlicher und sonstiger Ordnungsinstanzen. Hochschulautonomie ist ein Freiheitsbegriff geworden für jede Gewalttat, für jede Unordnung, für jede Bedrohung, für jede Desorganisation. Würde es mit dem bisherigen System des Mißbrauches solcher „akademischer Freiheiten“ weitergehen, so wäre es die erste Folge, daß das kulturelle Ausland im Zeitalter der offenen Segnungen des Fremdenzuges unsere Universitäten boykottieren und in Verfall bringen wird. Die akademische Freiheit ist nicht zur Terrorwaffe der Reaktion geworden. Unter solchen Umständen muß sich jeder Freiheitsliebende und fortschrittliche Bürger fragen, ob es noch Sinn hat, diese einstigen Errungenschaften des Unabhängigkeitsstrebens der studentischen Jugend überhaupt noch aufrecht zu erhalten. Sie haben ihren ursprünglichen Inhalt verloren und damit auch ihre weitere Daseinsberechtigung.

Lyoner Seidenhaus
L. Kohlmeiergasse Nr. 7 (gegenüber Hotel Metropole)
Welthaus für Seidenschawls

Hindenburg als
Friedensstifter.Er vermittelt persönlich in dem drohenden
Regierungskonflikt.

Berlin, 15. März. (Eigenbericht.)

Die Tatsache, daß der heutige Rabinetsrat über das Genfer Saar-Kompromiß und die Lösung der oberösterreichischen Schiffsfrage unter Vorsitz des Reichspräsidenten Hindenburg statigefunden hat, erregte allgemeines Aufsehen.

Die Teilnahme Hindenburgs an dem Rabinetsrat ist auf die schweren Angriffe der Deutschnationalen gegen Dr. Stresemann zurückzuführen und auf seinen Einfluß, in diesem Konflikt die Vermittlerrolle zu übernehmen. Tatsächlich sah sich der Reichspräsident im Verlaufe der scharfen Debatte innerhalb des Rabinetsrates wiederholt genötigt, vermittelnd einzugreifen.

Die Deutschnationalen haben ihrerseits durch diesen Schritt Hindenburgs die Möglichkeit erhalten, sich bei ihrer Zustimmung mit Dr. Stresemanns Genf-Politik hinter

Hindenburg zu verbergen und ihre Haltung damit zu rechtfertigen, daß sie unter dem Druck des „alten Herrn“ gehandelt hätten.

Einstimmig gebilligt.

Das über den Rabinetsrat ausgegebene Communiqué hat folgenden Wortlaut:

Berlin, 15. März. (Wolff.)

In dem heute unter dem Vorsitz des Reichspräsidenten abgehaltenen Rabinetsrat berichtigte Reichsminister des Auswärtigen Dr. Stresemann über die außenpolitische Lage und die Verhandlungen des Völkerbundes in Genf.

Nach eingehender Aussprache, bei der insbesondere die Rechtsauffassung geteilt wurde, wie sie der Minister in Genf bei den Deutschen beherrschenden Fragen vertreten hat, stimmte das Rabinetsrat dem vorliegenden Ergebnis der Genfer Tagung einstimmig zu.

Staatsanträge und der auf dem Völkerbundestag in Bern zwischen Österreich und der tschechoslowakischen Republik aus der letzten vermittelbaren Vermittlung zu heben lassen, die aus der Zeit der Trennung der beiderseitigen Eisenbahnen noch geblieben sind.

Der Detroitter Verleumdungs-
prozeß gegen Ford.

London, 15. März.

Wie die Blätter aus Detroit melden, beginnt vor heute der Verleumdungsprozeß des Herrn Caprio gegen Henry Ford.

Caprio klagt Ford auf Zahlung eines Betrages von einer Million Dollar, weil in dem von Ford herausgegebenen Blatt behauptet worden war, daß eine jüdische Verschwörung bestünde, um die Kontrolle über die Landwirtschaft Amerikas zu erlangen, und daß Caprio die landwirtschaftlichen Organisationen zur Erzielung persönlicher Gewinne gebraucht hätte.

Der Bundesrichter hat es abgelehnt, dem Rechtsbeirat Caprios zu gestatten, in die vorbereitenden Prozessschriften die Erklärung aufzunehmen, da der in dem erwähnten Artikel gebrauchte Ausdruck „Jude“ ein schmähernder Ausdruck sei. Der Rechtsbeirat Fords betonte, daß mit der Bezeichnung Caprios als Jude gegen diesen kein Vorwurf beabsichtigt war.

Der erste Rechtsbeirat Fords, Reed, ist Präzidentenwahlkandidat der demokratischen Partei.

Englands Verhandlungen mit
Ägypten.

Kairo, 15. März. (Tel.-Comp.)

Die englisch-ägyptischen Verhandlungen nehmen in größter Heimlichkeit ihren Fortgang. Dem Wunsch der Nationalisten entgegengekommen und seine Truppen aus Ägypten zurückzuführen, wogegen es die Abtretung der Sinai-Halbinsel an Palästina fordert.

Während die Politiker geneigt sind, das englische Angebot anzunehmen, protestiert die ägyptische Presse lebhaft gegen einen Handel, bei dem die Sinai-Halbinsel ein Landobjekt für militärische Konzeptionen Englands bilden soll.

Freispruch oder Todesf
Santo und Genossen kommen vor das
Gericht.

Budapest, 15. März. (Tel.-C)

Die Staatsanwaltschaft hat den Antrag gegen Jozsef Santo und fertiggestellt.

Die Anklage lautet gegen alle 53 Bei auf Anführung. Für das Verbrechen Aufruhrs ist nach dem ungarischen Gesetz das Landgericht zuständig, innerhalb dreißig Tagen nach der Anklageantrag konstituieren muß. Materialgerichtshof muß nach einstens dreißig Tagen Verhandlungsbau teil fallen, das nur auf Todesurteil laut kann.

Es wird allgemein angenommen, Materialgericht in der kurzen zulässigen Handlungsfrist von drei Tagen kann Bruchteil der 53 Angeklagten zu verurteilen sein wird.

Vorodin Diktator
von Süchina.

London, 15. März. (Eigenber)

In Süchina soll die Ausrufung der Natur bevorstehen. Die Sowjetregierung sieht nämlich, den gegenwärtigen der Sowjetunion, die von der Stellung zu entnehmen und den letzten Vorodin zum Diktator einzuführen. Infolge dieser Absicht hat die Regierung beschlossen, die Regierung de facto zu erkennen, auch die englische Regierung sich mit dem Gedanken der Anerkennung Süchinas.

Kriegszustand in Schanghai

Über Schanghai ist plötzlich im Zustand verhängt worden, da die Befehl Ausbruch von Unruhen befürchten.

Der belgische König an
erkrankt.

Brüssel, 15.

Nach der „Gloire Belge“ ist der von Belgien an Grippe erkrankt das Zimmer hüten. Die Erkrankung, seinen ersten Chara-

König Alfons auf dem Wege der
Madrid, 15. März. (Tel.-C)

Die Ärzte, die den König behandeln, haben ein Bulletin veröffentlicht, dem der Zustand des Königs bedeutend gebessert hat. Früher habe angenommen und Patienten möglich gewesen, etwas Nahrung zu nehmen. Man erzählt, daß an Augenentzündung erkrankt.

Attentat auf einen den
D-Tag.

Eine Schenkenwärtlerin hat ein Attentat.

Berlin, 15.

Wie die Abendblätter melden, ist Mitteilung der Eisenbahndirektion auf einen D-Tag bei Rastabach verhängt worden. Unbekannte Täter haben großen Karren quer auf Geleise gelegt.

Durch die Geistesgegenwart einer Wärtlerin, die dem D-Tag entgegen durch Warnungssignale kurz vor dem zum Stehen brachte, ist ein Verhängnis abgewendet worden.

Das ist kaum ein halbes Jahr lang mit dem Exebitor Otto Heller in Geschäftsverbindung gestanden und hat durch ihn Warenlieferungen und Vergütungen durchzuführen lassen. Mit den übrigen in der Hoffangefangenheit verurteilten Personen ist Herr Paul in seinem Zusammenhang gestanden und hat auch auf der Manipulationen des Exebitors Heller keinen Einfluss genommen. Herr Paul ist im Besitz der Hoffangefangenheit, die ihm Herr Heller über die durchgeführten und angeblich auch ordnungsgemäß erledigten Vergütungen gelegt hat. Da die Manipulationen des Exebitors Heller in seinem Geschäft durchgeführt wurden, ist auch kein Bestreben in die Angelegenheiten verwickelt; die ganze Affäre ist eine reine Hoffangefangenheit und hat die Strafgerichte nicht beschäftigt. Herr Paul legt Wert auf diese Feststellung, daß er während seiner langjährigen Tätigkeiten in der Textilbranche niemals eine gerichtliche Verurteilung hatte und vollkommen unbescholten ist.

Bestialischer Kindesmord im Burgland.

In Ainfeld hat der 35jährige Bauernsohn Karl Bachmayer auf geradezu bestialische Weise sein vierjähriges Kind ermordet. Das Kind lag in einem Korbchen in der Wohnung seiner Mutter. Der Vater schickte sich an das Kind heranzukommen und schaute der Kleinen ein glühendes Gesicht an. In dem Augenblick, als die Mutter, die neben dem Kind schlief, durch das Schreien des Kindes erschrocken, lief Bachmayer davon. Das Kind erlitt schwere Verletzungen der inneren Organe und starb innerhalb weniger Stunden. Bachmayer versuchte erst zu leugnen und gestand erst beim Untersuchungsrichter die bestialische Tat ein. Er wollte seine Alimenter haben. Da die Bauern in Ainfeld gutmütig sind, ist Bachmayer leider nicht totgeprügelt worden.

Mysteriöser Selbstmord einer Bulgarin.

Auf seltsame Art wurde Montag abends der Selbstmord einer Bulgarin entdeckt. Bei der Polizei war angezeigt worden, daß die bulgarische Korrespondentin Alina Mihailovic, Babenbergerstraße 9 wohnhaft, seit vergangener Samstag verschwunden sei. Sie hatte sich aus ihrer Wohnung in sehr niedergedrückter Stimmung entfernt, ohne wieder zurückzukehren. Die Polizei erfuhr noch, daß Gräuelin Mihailovic auch die Wohnung des bulgarischen Verwaltungsrates Tschaparkoff am Domplatz in Ordnung zu halten hatte. Herr Schupfart war am Freitag noch Bulgarien abgereist. Die Polizei ließ nach seiner Wohnung öffnen. Da fand man in einem mit Leuchtpapier erfüllten Zimmer Gräuelin Mihailovic tot im Bett. Aus Abschiedsbriefen geht hervor, daß sie Selbstmord begangen hat. Familiäre Gründe sind das Motiv der Tat.

Der Gattenmörder Cogit im Landesgericht.

Der Zimmermann Cogit, der seine Gattin in der Badewanne umgebracht hat, ist Montag dem Landesgericht eingeliefert worden. Wie früher die Verbrecher vor der Hinrichtung, glaubte Cogit, auch vor seiner Einlieferung noch mehrere „letzte Wünsche“ äußern zu dürfen. Der Gattenmörder ist ein sentimentaler Mann. Darum hat er, seine von ihm umgebrachte Gattin noch einmal sehen zu dürfen. „Zwanzig Jahre bin ich mit ihr verheiratet gewesen“, sagte er, und meinte, das würde als Begründung für diese Begegnung zwischen einem Lebenden und einer Toten ausreichen. Die Polizei aber traute wiederum nicht recht der Liebe, und so kam es nicht zu diesem Zusammenreffen. Cogit hatte aber noch andere Wünsche. Er wollte, wenn er schon seine ermordete Gattin nicht sehen dürfte, doch wenigstens seinen Sohn treffen. Und außerdem hat er, man möge ihn auf freien Fuß lassen, was um so leichter ginge, da zu keine Fluchtgefahr vorliege. Er würde nämlich in seinem Wohnhaus für seine Stammbilder und seine Söhne sorgen. Die Polizei hat auch diesem Wunsch des Mörders nicht entsprechen können. So sitzt also Cogit im Landesgericht; die polizeiliche Voruntersuchung über den Mord am Saareberg ist abgeschlossen.

Todesstreich eines Fiebermännchens.

Aus Agram wird uns telegraphiert: Im Turme der St.-Acker-Kirche fanden Arbeiter eine männliche Leiche, die längere Zeit dort gelegen sein dürfte; der Körper zeigte einen Bruch der Schädeldachknochen und mehrere Gliederbrüche. Der Verunglückte ist der Maurergeselle Simon Veseljak, der als Fiebermännchen allgemein bekannt war. Er fing die Tiere und trieb damit einen schmerzhaften Handel, indem er sie an abergläubische Leute als Glücksbringer verkaufte. Man nimmt an, daß Veseljak die Tarnkappe erlitten hat, um dort nach Fiebermännchen zu jagen. Als er nach einem solchen Tiere haschte, scheint er das Gleichgewicht verloren zu haben und ist 25 Meter tief abgestürzt.

Eine Gefahr für das Wiener Musikleben.

Robert Lach zum Nachfolger Guido Adlers vorgeschlagen.

Während der umfassenden, von Hofrat Guido Adler geleiteten Vorbereitungen zu der großen Deutschen-Gesamtschau des Jahres, da man den hiesigen im Ehrenjahr abzuwickelnden Ordinarium für Musikwissenschaft an der Wiener Universität wohl zum letzten Male als genialer Organisator am Werke sieht, kommt die äußerst besorgniserregende Nachricht, daß

die philosophische Fakultät primo et unico loco den ansehnlichen Professor für vergleichende Musikwissenschaft Dr. Robert Lach als Nachfolger des scheidenden Ordinarius dem Unterrichtsministerium in Vorschlag gebracht hat.

Hofrat Adlers Tätigkeit an der Wiener Universität ist schlechthin mit einer anderen Professur nicht zu vergleichen. In jahrzehntelanger, individueller Arbeit hat er, ganz abgesehen von seiner überaus großen Forscherarbeit, den unenen Aufbau des von ihm geleiteten musikwissenschaftlichen Instituts der Universität, sowohl was Bibliothek wie Unterrichtsvertrieb betrifft, in einer für die ganze Welt vorbildlichen Weise dem Stande der heutigen Forschung angeglichen und eben dadurch sich eine Ehre von Maßstab für die Fortführung seines Monumentalwerkes, der „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“, erworben.

Es ist nun ein offenes Geheimnis, daß Hofrat Lach infolge der immer mehr überhandnehmenden reaktionären Tendenzen an der Wiener Universität in den letzten Jahren nicht mehr den unumgränzten Einfluss auf alle das Fach betreffenden Dinge ausüben vermochte, wie es ihm seiner wissenschaftlichen Bedeutung in der Gelehrtenwelt und seinen großen Verdiensten gemäß zugekommen wäre.

Gegen ihn und sein wissenschaftliches Lehrgedäude, gegen seine im musikwissenschaftlichen Institut praktizierte Unterrichtsmethode und schließlich gegen seine engeren Mitarbeiter machte sich eine Stimmung geltend, als deren Exponent immer deutlicher Herr Professor Lach, der namentlich präsumptiv Nachfolger Adlers, hervortrat: derselbe Dr. Lach, der seinerzeit über Vortreiben Adlers als junger Dozent und Propaganda der Wiener Universität berufen worden war und hier freundschaftliche Aufnahme und großzügige Förderung bei den Wiener Fachkollegen gefunden hatte.

Schloß schon die Gegenfälligkeit zwischen der auf einer glücklichen Vereinigung von theoretischem und praktischem Wissen beruhenden exakten musikwissenschaftlichen Stilistik Adlers und der noch nach einer älteren, überkommenen Methode mit schwankenden ästhetischen Begriffen operierenden Arbeitsweise Lachs, sowie aber vor allem die Spezialisierung auf die fernabliegenden Probleme der vergleichenden Musikwissenschaft gegen die in unserer unmittelbaren Gegenwart stehenden Aufgaben der Musikwissenschaft.

Als verblendender Forscher und Lehrer hat Hofrat Adler stets die Individualität seiner Schüler geachtet und, sofern sich dies mit höheren wissenschaftlichen Gesichtspunkten vereinbaren ließe, Themen aus allen musikwissenschaftlichen Gebieten, von der ältesten Zeit bis zu Wagner und Richard Strauss, zur Diskussion gestellt. So kam es, daß gerade aus den ältesten Schülerkreisen der musikwissenschaftlichen Fakultät die ersten Anhänger Schönbergs und der heutigen Moderne hervorgingen. Hofrat Adler selbst hat sich für Mahler und Strauss, zur Zeit, als diese Meister noch für unmittelbare Erdbeben galten, in Wort und Schrift mit schönem Verstande eingesetzt.

Anders Herr Professor Lach. In sprachlicher Komposition hat sich Dr. Lach erst nach dauernden Mißerfolgen auf diesem Gebiete der Musikwissenschaft zugewendet. Von glänzenden Hoffen gegen alle erfolgreichen modernen Komponisten befreit, suchte er seine akademische Stellung zur „Vernichtung“ des jugendlichen Musikschaffens auszunutzen, als dessen

Hauptpunkt an verabscheuenswürdigster Gesinnungslosigkeit ihm kein anderes als Richard Strauss

Lehrungen über die Würde der Komposition oder Komponisten plötzlich gegen den „Modellschöpfer“ Richard Strauss und dessen „ekstatische Mache“ die widestandigsten Ausfälle richtete.

Alle Zweifel über die trüben Quellen, aus denen die musikgeschichtlichen Anschauungen Herrn Lachs entspringen, verlieren aber bei der Lesart seiner im Jahre 1925 (im Rahmen eines im Auftrage der Universität erschienenen Buches) publizierten Abhandlung „Wien als Musikstadt“. Hier entpuppt sich der geistige Porzellan Herr Dr. Lach in seiner ganzen provinziellen Beschränktheit: neben unendlicher Aufzählung von zahllosen Namen und Details wird hier

der Name Gustav Mahlers, des Komponisten wie des Wiener Operndirektors, gänzlich vernachlässigt.

In den letzten, dem 20. Jahrhundert geordneten Seiten greift aber Herr Lach zu Ausdrücken, die vielleicht dem Pamphletstil eines kleinen Antikonservativen, nicht aber einem Mitgliede der Wiener philosophischen Fakultät würdig sind.

Wenn auch Herr Dr. Lach in zersplitterter Verwirrung das Publikum als „naive, kritische Masse“ hinstellt und in fast kindisch anmutenden Ausdrücken, wie

„fälschliche, innerliche Rechte“ (Herr Lach möge selbst sich über den Gebrauch des Kommas orientieren!), „Nachschälen“, „Reinrücken“, „die alten Reinkünfte“, „glatte Jungen“, „blutige Ignoranz“, „kindliche Selbstüberhebung“, „schmerzliche Schönerberg“, und „schmerzliche Jünger“ (dies die einzige Stelle, an der der Name Schönbergs vorkommt), „anarchisches Chaos“, „gelbes Martingale“, und „blutdürstige Stürmer“ seinen Fehlsinn gegen die neuere Musik — auch Johann Strauß Sohn kommt sehr viel davon — ausstößt, so nützt und trübt es die große Öffentlichkeit nicht hinnehmen, daß aus ganz durchsichtigen politischen Gründen der Akademische Senat Herrn Professor Lach, den ihm genommene Parteigänger, einfach zum Nachfolger Guido Adlers vorschlägt und damit das Lebenswerk dieses Forschers, das den Ruhm und die dominierende Stellung der Wiener Musikwissenschaft in der ganzen Welt begründete, in seiner Existenz auf schwache Füße stellt.

Die hervorragendsten Schüler Guido Adlers, Rudolf Ficker (Universität Innsbruck), Wilhelm Fikler, sein langjähriger Assistent Ernst Ruzh (Universität Bern), Egon Wellesz, Alfred Drell und Robert Haas, sämtliche bedeutende Gelehrte, sogar teilweise von internationalem Ruf und seit Jahren als akademische Lehrer tätig, sind dazu berufen, das Erbe Guido Adlers in seinem Sinne zu verwerten und zu mehren, nicht aber Herr Professor Lach. Da wäre noch eher die Vernichtung einer großen wissenschaftlichen Persönlichkeit als dem Reiche zu wünschen, die das Schicksal und die Funktion seines großen Vorgängers mit Objektivität, nicht mit Falsch und Parteilichkeit vertritt.

Es wäre Sache des Unterrichtsministeriums, dem es gefällt ist, Richard Strauss wieder an Wien zu fesseln, zu verhindern, daß dessen schärfster Antagonist an eine nicht nur wissenschaftlich, sondern auch kulturell so exponierte Stelle kommt. Denn damit wäre ein weiterer bedauerlicher Schritt zum Ruin Wiens als Musikstadt getan.

Oesterreichische Mineralwasser A. G. Wien. Telefon 92-3-70.

BIOKALK
wohlschmeckendes Heilwasser bekämpft Kalkmangel des Organismus. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Depot: Albe Feldapothek e. l. Stephanspl. 8

ZUM VERZWEI



Töbliche Automobilmisssän

Gestern gegen fünf Uhr nach dem von dem Hause Renner 8 die 2. Wiener Anna Soral, Hauptstraße 24, die eben aus ein Straßenbahnlinie ausgingen, fuhr ein Auto über den Bürgersteig, von dem sie herabfiel. Die Frau selbst wurde schwer verletzt. Ein anderer tödlicher Automobilunfall hat mittags in der Mariahilferstraße Student Egon Waldkei, der auf ein Schloss Wintergall gefahren war, überfahren. Ein Automobil der 70er Jahre, Anton Verker, fuhr über den Bürgersteig, von dem er herabfiel. Er wurde schwer verletzt und ist dort gestorben. Auch er dürfte den Unfall vorsätzlich selbst verschuldet haben.

Ein Abenteuerer.

Der angehende Dr. Franz Petram, der schon wiederholt den Schüssen machte, wurde unter 2 des Betrages verhaftet. Schon als Robert Ferdinand Bonn als tot Schiffbrüchiger erlitt, schrieb Petram, daß er es wurde, gerade auf einen Betrugsangelegenheit. Ein Vermerk ein Abenteuerer, der verschiedene Schwindelaktionen beging, gegen ihn mehrfache wegen Betruges erstattet worden. Petram, der in der letzten Person 5000 Schilling von denen er ihnen eine Teil betrug, wurde dem Landesgericht übergeben.

Wie entsteht eine Zeitung

Aber dieses Thema spricht heute abends unser Mitarbeiter, Dr. Franz Petram, der Wiener Presse, 1. in der Volkshochschule, Volksklub Hermannplatz 7. Im 2. Vortrag (mit Zeichnungen) findet durch einen Zeichnerbezug statt.

Im Autobus durch den Wald.

Von Hütteldorf über den Wald. Die Wagen sind in einem gut und bequemen Gesellschaftsauto. Diese von einem P. von der Gemeinde Wien wird in vom Standpunkt der Erhaltung des Waldes und der Bevölkerung großen Nutzen, ausgebaut und erweitert eine Autobuslinie. Petram, der in der letzten Person 5000 Schilling von denen er ihnen eine Teil betrug, wurde dem Landesgericht übergeben. Die Zeitung, die Petram, der in der letzten Person 5000 Schilling von denen er ihnen eine Teil betrug, wurde dem Landesgericht übergeben.

Oesterreichische Hotelbedi

Gesamt. Ein Einsprechen der Industrie kommission werden in der nächsten dreihundert Bedienstete beschäftigt. Die Gemeinde Wien wird in der letzten Person 5000 Schilling von denen er ihnen eine Teil betrug, wurde dem Landesgericht übergeben.

Politische Beurteilung.

Prof. Dr. Robert LACH

geb. 29.I.1874, in Wien, verheiratet.

Prof. A. Marchet.

Vorgang vorhanden!

Nr. 29561

Lach ist arischer Abstammung ebenso seine Frau. Nach der Reifeprüfung 1893 studierte Lach vorerst an der juridischen Fakultät in Wien und besuchte gleichzeitig das Konservatorium der Ges. d. Musikfreunde (Musiktheorie und Komposition). 1894-1904 Rechnungsbeamter in der niederöstr. Landesbuchhaltung. 1896 philosoph. Fakultät d. Universität zum Studium der Musikwissenschaftl. 1898 Reifeprüfung am Konservatorium. 1902 Dr. phil. an der deutschen Universität Prag. 1902-04 Krankheitshalber im österr. Süden. 1902-08 eine Reihe von Kompositionen (Opern) und von musikwissenschaftlichen Arbeiten und Aufsätzen. 1911 berufen an die Musikaliensammlung, 1912 deren Leiter. 1913 habilitiert für Musikwissenschaft an der Wr. Universität. 1920 a.o. Prof. für vergleichende Musikwissenschaft, Musikpsychologie und Musikästhetik (Univ. Wien.). 1924 im Nebenberuf vertragliche Lehrkraft f. Musikgeschichte an der Akademie f. Musik und darstellende Kunst. 1927 o. Prof. für das Gesamtgebiet der Musikwissenschaft (Universität Wien).

Größere Werke: "Studien zur ornamentalen Melopöie (Kahnt, Leipzig); Gesänge russischer Kriegsgefangener" in einer Reihe von Bänden der Sitzber. d. W.r Ak. d. Wissenschaften.

Politisch ist Lach völlig einwandfrei. Am 29. März 1933 ist er der NSDAP beigetreten und gehört der Partei seitdem ohne Unterbrechung an. Außerdem gehört er dem NSLB an und hat sich auf für den WSD-Unterband angemeldet.

Verhalten in der Verbotszeit: nat. soz.

Ges. wärtiges Verhalten: nat. soz.

Spitzenbeteiligung: sehr gehobend

Wirtschaftliche Lage: sehr gut situiert, Haus u. Grundbesitz

Charakter: aufrechter

Lebend: sehr gut

Erachten des Ortsgruppenleiters:

Dr. Robert Lach ist begeisterter Partei-Anhänger. Als Mensch und Parteigenosse einwandfrei.

Der Personalamtsleiter: m.d.F.b.

Adolf Friedrich
Blockleiter

Wien, den 30.6. 1942

Stellungnahme der Kreisleitung:



Heil Hitler!
Der Ortsgruppenleiter

Simon
Simon



Der Kreisleiter
i. R.
Der Kreisgruppenleiter
Bekannt

Simon
Simon

-6 JUL 1942

RB 29.1.1937
Völkischer Beobachter, Samstag, den 29. Jänner 1937

Professor Lach 70 Jahre alt

Heute, Samstag, feiert der emerit. Ordinarius für Musikwissenschaft an der Universität, Professor Dr. Robert Lach, seinen 70. Geburtstag. Lach hat sich durch tiefeschürfende Arbeiten, vor allem auf dem Felde der vergleichenden Musikwissenschaft, verdient gemacht, eine große Anzahl von Schülern an der Universität und an der Hochschule für Musik herangebildet und zugleich auch eine fruchtbare Tätigkeit als Komponist entwickelt.

Lach, mit dessen seinerzeitiger Berufung die jüdisch-tendenziöse Führung der Musiklehre, wie sie sein Vorgänger Guido Adler aufreizend genug betrieben hatte, ihr Ende fand, hat sich als unerschrockener nationaler Kämpfer mit Leidenschaft und Sachkenntnis stets gegen das Undeutsche in der modernen Musik ausgesprochen und dadurch oft genug sich selbst mutig exponiert. Lach ist Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie in München. Victor Junk